

3. Umriss des gemäßigten Konstruktivismus

3.1. Erste Annäherung ans Thema

Die in der vorliegenden Arbeit vertretene, gemäßigte Perspektive des Konstruktivismus versteht sich in erster Linie als Fortsetzung und Erweiterung von nicht-metaphysischen Realismen und nicht als Alternative zum metaphysischen Realismus. In diesem Sinne lautet das Motto der gemäßigten Perspektive des Konstruktivismus: „Erfinden neben Entdecken“ statt „Entdecken oder Erfinden“, wie es Foerster als konstruktivistische Leitfrage formuliert hat (s.o.). Einige Erläuterungen dazu scheinen hier angebracht.

Unter nicht-metaphysischem Realismus erstens soll dabei diejenige Version des Realismus verstanden werden, die darauf ausgerichtet ist, unter weitgehender Anerkennung metaphysikkritischer Argumente Teile des Motivs oder Leitgedankens des Realismus beizubehalten und zu artikulieren. Hiermit habe ich den Ausdruck „nicht-metaphysisch“ zunächst *dem Anspruch nach* verwendet. Ob und wieweit eine Version des Realismus tatsächlich nicht-metaphysisch ist, wäre von Fall zu Fall zu beurteilen. In der vorliegenden Arbeit beschränke ich mich hauptsächlich auf die internalistische Perspektive von Carnap und Putnam als eine möglicherweise nicht-metaphysische Version des Realismus, um darauf bauend meine Perspektive des Konstruktivismus zu formulieren. Trotz dieser Beschränkung habe ich am Anfang dieses Abschnitts von nicht-metaphysischen *Realismen* gesprochen, denn die Diskussion um den Realismus scheint mir längst nicht abgeschlossen und ich halte es ebenfalls für möglich und versuchenswert, eine gemäßigte Perspektive des Konstruktivismus neben einer anderen Version des Realismus als der internalistischen

zu entwickeln.⁴⁸

Zweitens sind radikale Versionen des Konstruktivismus, die sich gegen den metaphysischen Realismus orientieren, mit der gemäßigten Perspektive des Konstruktivismus *nicht* notwendigerweise unvereinbar. Um ein Gleichnis zu Hilfe zu nehmen: Eine Frau, die sich von einem teuflischen Mann getrennt hat, mag mit einem nicht-teuflischen Mann zusammen sein. Es ist jedoch auch denkbar, dass diese Frau aufgrund ihrer Erfahrung mit dem teuflischen Mann dazu geneigt ist, alle Männer für teuflisch zu halten. Mit meiner Thematisierung des gemäßigten Konstruktivismus habe ich vor zu zeigen, dass Konstruktivisten, die konsequent gegen den metaphysischen Realismus vorgehen, oft dazu neigen, in jeglichem Versuch, eine nicht-metaphysische Version des Realismus zu entwickeln, nur noch die Sehnsucht nach dem verloren gegangenen, metaphysischen Ideal der objektiven Wahrheit zu erkennen.

Versuchen wir eine weitere, fiktive Erzählung. Es gab einmal einen großen Engel, der gegen einen großen Teufel kämpfte. Aber sein kleines Engelchen spielte gerne mit einem ebenfalls kleinen Teufelchen. Der große Engel war damit nicht einverstanden und riet dem Engelchen: „Ein kleines Teufelchen ist doch schließlich ein Teufel. Du darfst nicht mit ihm spielen.“ Das kleine Engelchen erwiderte: „Es kommt mir nicht darauf an, ob es Teufel oder Engel ist, sondern, ob es groß oder klein ist.“ Die Geschichte verleiht der gemäßigten Perspektive des Konstruktivismus weitere Konturen. Sie soll nämlich Kontroversen des Typs „Realismus versus Konstruktivismus“ oder die Leitfrage „Entdecken oder Erfinden?“ infrage stellen und die Möglichkeit erkunden, das konstruktivistische Interesse auf eine andere Weise zu artikulieren.

In diesem Zusammenhang scheint es mir sinnvoll, den sog. trivialen Konstruktivismus (Glaserfeld 1991b, S. 16 f.; Ernest 1995, S. 469 f.) zum Vergleich heranzuziehen. Der triviale Konstruktivismus wird dadurch gekennzeichnet, dass man zum einen den konstruktiven Charakter der Wissensbildung hervorhebt, zum anderen der traditionellen Idee der objektiven Wahrheit treu bleibt, so dass auch jene Konstruktivi-

⁴⁸ Zur jüngeren Diskussion um den Realismus vgl. etwa Themenhefte *Dialectica*, 1989, Vol. 43, Nr. 1–2 sowie Forum für Philosophie Bad Homburg (Hrsg.), 1992. Zum Überblick über verschiedene, insb. gemäßigte oder abgeschwächte Formen des Realismus Lenk 1995, S. 62 ff.

tät der Wissensbildung als objektiv wahr unterstellt wird. Diese Position vertritt also einen objekttheoretisch beschränkten, anstatt allumfassenden, Konstruktivismus, der auf einem erkenntnistheoretischen Realismus beruht. In diesem Sinne ist sie nicht nur mit dem vergleichbar, was Pollner (1993, S. 200) „mundane or objectivist forms of constructionism“ nennt, sondern auch mit fast allen Realismen, die mit der „subjektiven, kognitiven oder interpretativen Seite“ der realen Welt umzugehen wissen (s. dazu nur Nüse et al. 1991).

Die von mir verfolgte, gemäßigte Perspektive des Konstruktivismus hat mit dem so verstandenen, trivialen Konstruktivismus gemeinsam, dass eine „kleine“ Konstruktivität angestrebt wird. D.h. Konstruktivität wird als *eine Seite des Wissens* aufgefasst, deren Sinn nur im Kontrast zur anderen Seite lebendig bleibt. Im Unterschied zum trivialen Konstruktivismus jedoch bemüht sich die gemäßigte Perspektive des Konstruktivismus darum, dass die andere Seite des Wissens – wie z.B. Deskriptivität oder Objektivität – ebenfalls „klein“ bleibt. Die gemäßigte Perspektive verzichtet also darauf, die Beidseitigkeit des Wissens auf eine umfassendere Objektivität – bzw. Konstruktivität im Fall der radikaleren Konstruktivismen – zurückzuführen oder zu gründen.

Mit anderen Worten: Um die gemäßigte Perspektive des Konstruktivismus zu artikulieren, um sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen des konstruktivistischen Diskurses unterscheidbar und unterscheidenswert zu machen, werde ich wie folgt vorgehen: Ich werde zum einen versuchen, den Fokus in der Wissensfrage von der „großen“ Alternative – Stichwort: „Entdecken oder Erfinden?“ – auf den „kleinen“ Kontrast, auf die Zweiseitigkeit des Wissens – Stichwort: „Erfinden neben Entdecken“ – zu verschieben. Zum anderen werde ich mich damit beschäftigen, in welchem Sinne oder unter welchen Umständen die so umgrenzte, gemäßigte Perspektive des Konstruktivismus dem besser gerecht werden kann, was die radikaleren Versionen des Konstruktivismus auszudrücken meinen.

Mit dieser Perspektive habe ich *nicht* vor, einen eigenständigen Ansatz zu entwickeln, der in der Lage wäre, zu all wichtigen Streitfragen in der Epistemologie und der Psychologie systematisch Stellung zu nehmen. Es geht mir lediglich darum, einen Gesichtspunkt zu formulieren, der dem gegenwärtigen, konstruktivistischen Dis-

kurs in nicht-trivialer Hinsicht Korrektur leisten soll.

Wie bereits angekündigt, versuche ich in diesem Kapitel, im Anschluss an die internalistische Perspektive von Carnap und Putnam eine gemäßigte Perspektive des Konstruktivismus zu formulieren. Warum ich unter verschiedenen gemäßigten Versionen des Realismus ausgerechnet die internalistische Perspektive zum Ausgangspunkt genommen habe, darauf komme ich später zurück. Es soll dem Leser zuerst klar werden, was die internalistische Perspektive bedeutet.

3.2. Interne und externe Fragen bei Rudolf Carnap

In seiner Bemühung, die damals umstrittene Frage nach der Existenz oder Realität von abstrakten Entitäten wie Eigenschaften, Klassen, Relationen, Nummern oder Propositionen zu klären, hat Carnap zwei Arten von Fragen unterschieden:

„If someone wishes to speak in his language about a new kind of entities, he has to introduce a system of new ways of speaking, subject to new rules; we shall call this procedure the construction of a linguistic *framework* for the new entities in question. And now we must distinguish two kinds of questions of existence: first, questions of the existence of certain entities of the new kind *within the framework*; we call them *internal questions*; and second, questions concerning the existence or reality of *the system of entities as a whole*, called *external questions*“ (Carnap 1975 [1950], S. 73; orig. Hervorh.).

Interne Fragen sind also nach Carnap Fragen nach der Existenz von Entitäten innerhalb eines sprachlichen Bezugssystems, wohingegen externe Fragen Fragen nach der Existenz oder Realität des Systems von Entitäten als Ganzes sind. Legt man zum Beispiel das in der Alltagssprache gebrauchte, raumzeitliche Bezugssystem von beobachtbaren Dingen und Ereignissen zugrunde, so kann man nach Carnap innerhalb dieses raumzeitlichen Bezugssystems interne Fragen stellen und beantworten. „Gibt es ein weißes Stück Papier auf meinem Tisch?“ „Hat der König Arthur wirklich gelebt?“ „Sind Einhörner und Zentauren real oder bloß imaginär?“ und

dergleichen.⁴⁹ Solche internen Fragen lassen sich nach ihm im Alltag nach Gewohnheit oder Konvention und in den Wissenschaften nach bestimmten Regeln und anhand empirischer Untersuchungen innerhalb eines jeweils angenommenen Bezugssystems beantworten. In diesem Sinne hält er den Begriff der Existenz oder Realität, der mit internen Fragen verbunden ist, für empirisch, wissenschaftlich und nicht-metaphysisch. Um ihn zu zitieren: „To recognize something as a real thing or event means to succeed in incorporating it into the system of things at a particular space-time position so that it fits together with the other things recognized as real, according to the rules of the framework“ (ebd.).

Im Gegensatz zu internen Fragen sind externe Fragen nach Carnap nicht beantwortbar. Ob z.B. die Dingwelt als solche existiert oder nicht existiert, kann ihm zufolge nicht sinnvoll beantwortet werden, weil das Bezugssystem selbst, innerhalb dessen wir in der Regel von Dingen sprechen, mit in Frage gestellt ist. Solche Fragen sind nach ihm weder von Laien noch von Wissenschaftlern, sondern nur von Philosophen gestellt. Und darauf antworteten Realisten mit „ja“ und subjektive Idealisten mit „nein“. Auf diese Weise schlägt Carnap vor, den Begriff der Existenz oder Realität in einem wissenschaftlichen Begriffsrahmen zu gebrauchen. So meint er: „to be real in the scientific sense means to be an element of the system; hence this concept cannot be meaningfully applied to the system itself“ (ebd.).

Die externen Fragen, mit denen sich Philosophen und Metaphysiker seit langem beschäftigt haben, lassen sich nach Carnap teilweise in praktische Fragen übersetzen, also in eine Frage der Entscheidung, welche Sprache oder welches sprachliche Bezugssystem wir gebrauchen sollen (a.a.O., S. 73). Im Unterschied zu theoretischen sind praktische Fragen nach ihm Fragen der Zweckmäßigkeit. Je nach dem, zu welchem Zweck man ein Begriffssystem einsetzen will, können unterschiedliche Faktoren für die Entscheidung relevant sein. Die Tatsache, dass die Alltagssprache zu den meisten alltäglichen Zwecken mit einem hohen Maße der Effizienz funktioniert, macht nach ihm (a.a.O., S. 74) es ratsam, sie zu diesem Zweck zu akzeptieren, aber sie liefere keinen Beweis für die Realität der Dingwelt als solche. Carnap gibt dabei zu, dass praktische Fragen in der Regel nicht ohne theoretische Fragen aus-

⁴⁹ Die Beispiele stammen von Carnap (ebd.), und sie sind von mir übersetzt.

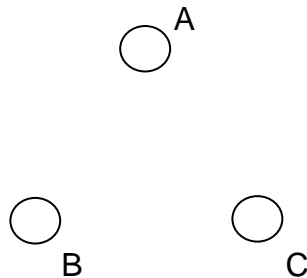
kommen können. Welche Faktoren z.B. im Hinblick auf den jeweiligen Zweck relevant sind, und wie die Werte der relevanten Faktoren und ihr Verhältnis zueinander sind, hängen natürlich von theoretischen Überlegungen ab. Statt Kriterien für die Wahl von Bezugssystemen festzulegen, spricht er sich für einen Pluralismus aus, indem er abschließend sagt: „Let us be cautious in making assertions and critical in examining them, but tolerant in permitting linguistic forms“ (a.a.O., S. 84).

3.3. Internalistische Perspektive von Hilary Putnam

Wie Fischer (1995b, S. 23) und Lenk (1995, S. 68 f.) bemerken, ist eine Paralleltät zwischen Carnaps Unterscheidung von internen/externen Fragen und Putnams Unterscheidung von internalistischer/externalistischer Perspektive nicht zu übersehen. Putnam hat nämlich den metaphysischen Realismus als eine externalistische Perspektive gekennzeichnet, die einen Standpunkt des Gottes (*a God's Eye point of view*) bevorzugt (Putnam 1981, S. 49); einen absoluten Standpunkt also, der sich weigert, sich im Verhältnis zu anderen zu platzieren, und damit einem Standpunkt aus dem Nichts (*a View from Nowhere*) gleichkommt (Putnam 1990, S. 23). Im Gegensatz zum metaphysischen Realismus vertritt Putnam die folgende Ansicht: „[...] *what objects does the world consist of?* is a question that it only makes sense to ask *within* a theory or description“ (Putnam 1981, S. 49; orig. Hervorh.). Diese Ansicht nennt er internalistische Perspektive oder internen Realismus.⁵⁰

⁵⁰ Ich gebrauche den Ausdruck „internalistische Perspektive“ mit dem bekannteren „interner Realismus“ synonym. Ich ziehe jedoch Ersteres vor, weil Letzteres im Zusammenhang mit einer anderen Behauptung Putnams viel diskutiert wurde, die ich jedoch nicht teile. In seinem Buch *Reason, Truth and History* nämlich schlug Putnam ein Wahrheitskonzept vor, nach dem Wahrheit als eine Art idealisierte rationale Akzeptierbarkeit einer Aussage aufzufassen ist (Putnam 1981, S. 49 f.). Dieses Konzept wurde von Kritikern als ein utopisches Modell verstanden, nach dem Wahrheit „in the long run“, erst am Ende der Geschichte in einer vollendeten Wissenschaft zu erreichen wäre (z.B. Field 1982; Harman 1982; Lenk 1995, S. 72 u. 93 f.). Daraufhin fühlte sich Putnam völlig missverstanden und versuchte, dies zu korrigieren (Putnam 1990, vii u. 30 ff.). Unterdessen hat er dieses Wahrheitskonzept aufgegeben (Putnam 1994, v).

Betrachten wir folgendes Beispiel, das Putnam (1987, S. 18 ff.; 1990, S. 96 ff.) zur Erläuterung seiner Position anführt. Stellen wir uns einen Teil der Welt vor, der wie folgt aussieht:⁵¹



Wie viele Objekte gibt es da? Nun meint Putnam, es gebe drei Objekte, *angenommen*, man folge dabei Carnaps arithmetischem System, das unserem üblichen Zählsystem entspricht. Folge man aber, so Putnam, Lezniewski und anderen polnischen Logikern, dann bestehe dieselbe Welt aus sieben Objekten! Man zählt dabei wie folgt: $1 = A$, $2 = B$, $3 = C$, $4 = A + B$, $5 = A + C$, $6 = B + C$ und $7 = A + B + C$.

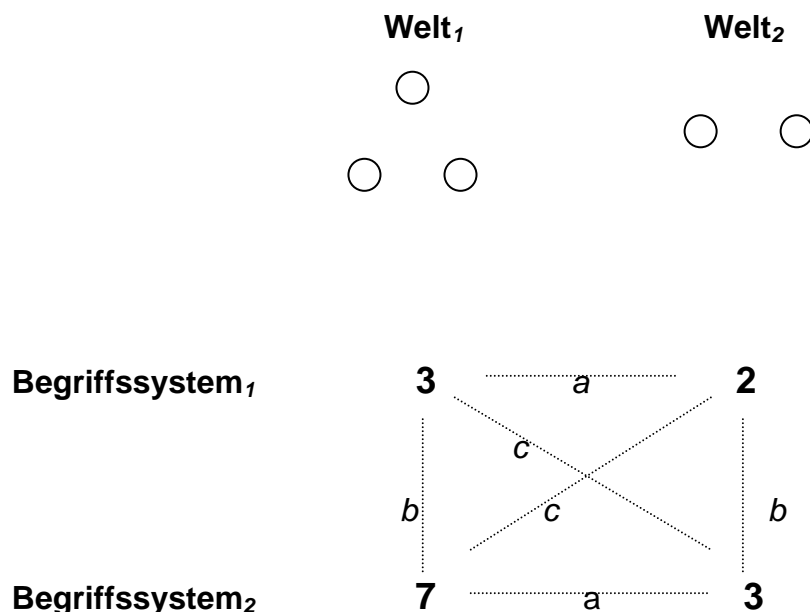
Nun stellt sich die Frage erneut: Wie viele Objekte gibt es da *wirklich*? Putnam behauptet, dass es keine absolute Antwort auf diese Frage geben kann. Es gibt nach ihm keinen neutralen Standpunkt, von dem aus man die Frage beantworten könnte, ohne dabei für das eine oder das andere Zählsystem Partei zu nehmen. Da selbst die logischen Elemente wie Objekt- oder Existenz-Begriff, aus denen die Frage gebildet ist, nach Putnam unterschiedlich gebraucht werden können, hängen alle möglichen Antworten damit zusammen, von welchem Begriffssystem man ausgeht. Diesen Sachverhalt nennt Putnam *conceptual relativity* (Putnam 1987, S. 17 ff.).

Aus dieser begrifflichen Relativität folgert er jedoch *nicht* einen extremen Relativismus, der etwa sagt, es gebe keine Wahrheit zu finden, oder Wahrheit sei nichts anderes als das, worüber man sich einigt (vgl. a.a.O., S. 17 f.). Stattdessen versucht er, trotz/aufgrund der begrifflichen Relativität jener realistischen Vorstellung Geltung zu verschaffen, nach der es etwas „da draußen“ gibt, was von unserem Bewusstsein,

⁵¹ Die Abbildung stammt von Searle (1995, S. 162), der ebenfalls Putnams Beispiel diskutiert. Ich hoffe, dass durch diese Abbildung Putnams Beispiel noch anschaulicher wird.

Begriffssystem oder unserer Sprache unabhängig und von uns (teilweise) erkennbar ist. Lege man nämlich ein Begriffssystem zugrunde, so behauptet Putnam, dann sei die Frage, „Wie viele Objekte gibt es da?“, eindeutig zu beantworten. Es gebe nämlich nach dem Carnapschen Zählsystem drei Objekte und nach dem Lezniewskischen sieben. Wie gezählt wird, oder was unter Objekt überhaupt zu verstehen ist, solche Fragen hängen nach Putnam von unserer Auswahl von Begriffssystemen ab, was konventioneller Natur sein kann. Aber die Antwort selbst, die innerhalb eines so ausgewählten Begriffssystems erfolgt, ist nach ihm keineswegs konventionell oder beliebig (a.a.O., S. 20). „If I choose Carnap’s language, I must say there are three objects because *that is how many there are*. If I choose the Polish logician’s language [...], I must say there are seven objects, *because that is how many objects* (in the Polish logician’s sense of ›object‹) *there are*. There are ›external facts‹, and we can say *what they are*“ (a.a.O., S. 33; orig. Hervorh.).

Putnams Rede von externen Tatsachen mag den Leser irritieren. Denn sie läuft auf solche Ausdrücke hinaus wie „Dinge *da draußen innerhalb* eines Begriffssystems“ oder, mit Carnap gesprochen, „legitime, *interne* Fragen nach *externen* Tatsachen“. Um die Sache, worum es hier geht, näher zu erklären, möchte ich Putnams Beispiel folgendermaßen erweitern:



Oben ist tabellarisch abgebildet, wie die Frage, „Wie viele Objekte gibt es da?“, richtig zu beantworten ist, wobei es sich um zwei verschiedene Weltteile sowie zwei verschiedene Begriffssysteme, d.h. in unserem Fall das Zählsystem von Carnap und das von Lezniewski und anderen polnischen Logikern, handelt. Nach dem carnapschen Zählsystem – dem Begriffssystem₁ in der Abbildung – gibt es in der Welt₁ drei und in der Welt₂ zwei Objekte. Nach dem lezniewskischen – dem Begriffssystem₂ – gibt es sieben bzw. drei Objekte. Jede punktierte Linie – *a*, *b* oder *c* – steht dabei für eine Beziehung zwischen zwei Antworten.

In der Abbildung können wir Folgendes feststellen:

- (1) Jede richtige Antwort hat es sowohl mit einem Weltteil als auch mit einem Begriffssystem zu tun. Sie hängt also von *zwei* Faktoren ab; zum einen davon, *was* gezählt wird, zum anderen davon, *wie* gezählt wird.

Während hier einzelne Antworten als solche in Betracht kommen, können sie auch in ihrer Beziehung zueinander betrachtet werden. Dann stellt sich ein differenziertes Bild heraus:

- (2) Der Unterschied zwischen Antworten, der einer waagerechten Linie – *a* – nach festzustellen ist, geht *allein* darauf zurück, *welcher Weltteil* jeweils gezählt wird.
- (3) Der Unterschied zwischen Antworten, der einer senkrechten Linie – *b* – nach festzustellen ist, geht *allein* darauf zurück, *nach welchem Begriffssystem* jeweils gezählt wird.
- (4) Der Unterschied bzw. die Übereinstimmung zwischen den diagonal – *c* – gegenüberliegenden Antworten stellt einen komplexen Fall dar, in dem wir die zwei Faktoren zusammen zu berücksichtigen haben.

Aufgrund des oben Gesagten, das gleichsam rechnerisch festgestellt werden kann, möchte ich nun Putnams Vorstellungen von „externen Tatsachen innerhalb eines Begriffssystems“ sowie begrifflicher Relativität erläutern.

3.3.1. „Externe Tatsachen innerhalb eines Begriffssystems“

Die Vorstellung von „externen Tatsachen innerhalb eines Begriffssystems“, die damit gemeinte Weltbezogenheit einer Aussage trotz/aufgrund ihrer gleichzeitigen Angewiesenheit auf ein Begriffssystem lässt sich vor allem mit *a* in der Abbildung und dem entsprechenden Punkt (2) in Zusammenhang bringen. Die von Putnam behauptete, weltbeschreibende Funktion der Sprache ist, so meine Interpretation, in jener quasi-rechnerischen Praxis begründet, in der Aussagenunterschiede innerhalb eines Begriffssystems, weil es sich eben um ein und dasselbe Begriffssystem handelt, darauf zurückgeführt werden, *was* (und nicht *wie*) man jeweils beobachtet. Im Sinne genau dieser Zurückführung können wir sagen, dass Aussagenunterschiede bestimmten Weltunterschieden entsprechen, und dass eine Aussage, falls sie wahr ist, einen Weltteil oder -zustand repräsentiert.

Die Funktionsweise der so verstandenen Weltbeschreibung ist wesentlich *differentieller* Natur. Wenn einer z.B. auf die Frage, wie viele Objekte es gibt, antwortet, es gebe drei Objekte, dann deuten wir diese Antwort in der Regel in dem Sinne, dass damit gemeint ist, es gebe drei Objekte *und nicht etwa* zwei oder vier Objekte. Eine Aussage wird also erst im Unterschied zu anderen – d.h. im Sinne von *a* in der Abbildung – deutlich. Paralleles gilt auch für die Frage, deren Beantwortung jene Aussage ist. Mit der Frage nämlich, „Wie viele Objekte gibt es da?“, fragt man in erster Linie nach der Zahl von Objekten. Wie viel? Eins, zwei, drei... oder null?⁵² Durch die Frage, oder genauer, durch eine Interpretation der Frage, werden eine Reihe von möglichen Antworten und damit auch eine Reihe von möglichen Weltteilen bzw. -zuständen mit festgelegt.⁵³ Und das Beantworten der Frage besteht darin, dass man unter den so festgelegten, möglichen Fällen einen (und nicht die anderen) als den aktuellen auswählt.

Die Rede hier von Weltunterschieden oder -zuständen ist mit der metaphysisch-realistischen Vorstellung *nicht* zu verwechseln, der zufolge die Welt an sich bestimmte Strukturen hat, welche unabhängig von einem Begriffssystem überhaupt denkbar

⁵² Ich muss hinzufügen: damit wurde im carnapschen, gewöhnlichen Sinn gedeutet.

⁵³ Übrigens wird es ersichtlich, dass jene Welt₂, die ich zum Zweck der Erläuterung explizit eingeführt habe, dank des differentiellen Funktionierens unserer Sprache im ursprünglichen, putnamschen Beispiel *bereits mit enthalten* ist.

wären. Die Weltunterschiede als Möglichkeitsbedingung einer differentiell funktionierenden Aussage sind nicht durch die Weltstruktur als solche festgelegt, sondern durch das Begriffssystem, in dessen Sinne Aussagen gemacht werden. Sie sind daher auch unserer Erkenntnis zugänglich, die eben demselben Begriffssystem unterliegt. Mit Putnams Worten: „Objects do not exist independently of conceptual schemes. We cut up the world into objects when we introduce one or another scheme of description. Since the objects *and* the signs are alike *internal* to the scheme of description, it is possible to say what matches what“ (Putnam 1981, S. 52; orig. Hervorh.). Der Sinn des Beobachtens im engeren Sinne liegt dabei darin begründet, dass ein Begriffssystem zwar für den Entwurf von *möglichen* Weltteilen oder -zuständen sowie *möglichen* Aussagen konstitutiv ist, aber es darüber nicht entscheiden kann, was unter den möglichen *jeweils der Fall* ist. Ein Begriffssystem allein kann z.B. die Frage nicht beantworten, wie viele Objekte es da gibt. Dazu muss man tatsächlich schauen, was „da draußen“ geschieht, mit der Brille natürlich, die durch das Begriffssystem festgelegt ist. Darüber hinaus determiniert das Begriffssystem auch nicht, *welche unter den möglichen* Aussagen von einem Sprecher *tatsächlich gemacht* wird.⁵⁴ Eine Auswahl unter den möglichen Aussagen danach zu treffen, was unter den möglichen Weltteilen oder -zuständen *jeweils der Fall* ist, dies nennt man, so meine Interpretation, die Welt so zu beschreiben, wie sie ist.⁵⁵

Putnams Vorstellung von externen Tatsachen, wie ich sie bisher interpretiert habe, lässt sich mit Luhmanns Konstruktivismus ohne weiteres in Einklang bringen: Putnams Behauptung, dass Fragen nach der Existenz von Entitäten nur innerhalb eines Begriffssystems sinnvoll behandelt werden können, findet ihre Entsprechung in

⁵⁴ Die Differenz zwischen der Gesamtmenge von möglichen Fällen und der Teilmenge von je aktuellen ist übrigens bei Luhmanns Verständnis des Mediums von grundlegender Bedeutung. Für ihn ist Medium „jeder lose gekoppelte Zusammenhang von Elementen, der für Formung verfügbar ist, und Form ist die rigide Kopplung eben dieser Elemente, die sich durchsetzt, weil das Medium keinen Widerstand leistet“ (Luhmann 1992, S. 53). In diesem Sinne charakterisiert er Sprache als ein Medium, „das eine Riesensmenge von möglichen Aussagen ermöglicht, aber als Medium noch nicht festlegt, welche Sätze wirklich gesprochen und im Medium registriert und erinnert werden“ (a.a.O., S. 182).

⁵⁵ Genau dies tut Putnam als ein Welt-Beschreibender, wenn er sagt: „If I choose Carnap’s language, I *must* say there are three objects *because* that is how many *there are*“ (s.o.; meine Hervorh.). Die Auswahl einer unter vielen möglichen Aussagen übrigens kann man selbstverständlich nach anderen Kriterien als dem Weltgeschehen treffen. Habe ich beispielsweise vor, einen Roman zu schreiben, dann treffe ich die Auswahl so, dass am Ende etwa eine schöne Geschichte vorliegt. Habe ich vor, jemanden zu betrügen, dann treffe ich die Auswahl so, dass er meine „falschen“ Aussagen für „wahr“ hält. Mit einer Sprache dagegen, die die Bildung von Sätzen vollständig determinierte, könnte ich weder die Welt beschreiben noch einen Roman schreiben noch jemand betrügen.

Luhmanns schlichter Annahme, dass jede Bezeichnung zumindest eine Unterscheidung voraussetzt. Der Begriff der Unterscheidung hier lässt sich als ein minimalistischer Ausdruck für das putnamsche Begriffssystem auffassen.⁵⁶ Putnam hat dem metaphysischen Realismus vorgeworfen, dieser beanspruche einen Standpunkt des Gottes, d.h. einen Standpunkt aus dem Nichts (s.o.). So ist es kein Zufall, dass Luhmann Gott als denjenigen Beobachter darstellt, „der nicht unterscheiden muss (nicht einmal sich selbst??), um beobachten zu können“ (Luhmann 1990a, S. 19). Was Luhmann speziell über den Begriff „Tatsache“ schreibt, ist nichts anderes als eine systemtheoretische Ausführung der putnamschen Vorstellung von externen Tatsachen innerhalb eines Begriffssystems. Oder jedenfalls halte ich diese Lesart für brauchbar. Er schreibt nämlich: Die so genannten Tatsachen präsentieren sich „nur in Differenz zu anderem als Einheiten [...]. Jedenfalls wird die Differenz als Auswahl unter vielen möglichen durch das beobachtende System fixiert, ist also nur in dessen Autopoiesis gegeben und damit abhängig von dem Entwurf von Möglichkeiten, in den hinein eine Unterscheidung und eine Bezeichnung projiziert wird. Mit allem, was man bezeichnet, ist also immer ein »und nicht« mitgemeint“ (Luhmann 1992, S. 376). Und an anderer Stelle sagt er, „dass Tatsachen die Außenwelt, gesehen von innen, repräsentieren [...]“ (a.a.O., S. 288).

Sogar Richard Rorty, der wohl zu den radikalsten Denkern unserer Zeit zählt, stellt sprachphilosophische Überlegungen an, die mit der internalistischen Auffassung von Tatsachen sehr verwandt sind. Was nämlich einzelne Sätze innerhalb eines Sprachspiels angeht, räumt er weitgehend realistische Sprachverständnisse ein. So schreibt er: „[...] we often let the world decide the competition between alternative sentences (e.g., between »Red wins« and »Black wins« or between »The butler did it« and »The doctor did it«)“ (Rorty 1989, S. 5). Er schreibt sogar, „that the world contains the causes of our being justified in holding a belief“ (ebd.). Seine Stoßrichtung geht jedoch über einzelne Sätze hinaus. Es liegt ihm daran, aufzuzeigen, dass solche realistischen Verständnisse in Bezug auf ein Sprachspiel als Ganzes wenig Sinn

⁵⁶ Demgemäß könnte man sagen, dass das kleinste Begriffssystem, das zur Weltbeobachtung fähig ist, aus einer einzigen Unterscheidung, d.h. aus zwei Werten oder Zuständen, bestehe. Nehmen wir einen Einzeller an, der in der Lage wäre, seine Umgebung ausschließlich im Sinne der Unterscheidung *warm/kalt* wahrzunehmen. Dann würde es für ihn „externe Tatsachen“ eben im Sinne dieser Unterscheidung geben. Seine „Weltbeobachtung“ könnte darüber hinaus für ihn praktische, gar le-

ergeben. Mit seinen Worten: „But it is not so easy when we turn from individual sentences to vocabularies as wholes. [...] When the notion of »description of the world« is moved from the level of criterion-governed sentences within language games to language games as wholes, [...], the idea that the world decides which descriptions are true can no longer be given a clear sense“ (ebd.). Seine folgenden Überlegungen bestehen darin, von dem Blickwinkel aus, der sich auf Sprachspiele als solche bezieht, über Sprache und uns Menschen als sprechende Wesen zu reflektieren. Seine Gedanken drehen sich dabei u.a. um die Kontingenz der Sprache, d.h. die Tatsache, „that there is no way to step outside the various vocabularies we have employed and find a metavocabulary which somehow takes account of *all possible* vocabularies, all possible ways of judging and feeling“ (a.a.O., S. xvi; orig. Hervorh.). Wie wir bereits gesehen haben, ist die Ablehnung einer solchen Metasprache auch der Punkt, worum es Putnams These der begrifflichen Relativität geht.

Insofern ist der Unterschied zwischen Putnam und Rorty, wenn überhaupt, ein schwerpunktmäßiger. Während Putnam unter Anerkennung relativistischer Rahmenbedingungen einen Realismus vertritt, hebt Rorty, realistische Aspekte der Sprache auf einzelne Sätze beschränkend, den kontingenten Charakter ihrer Rahmenbedingungen hervor. Ein weiterer Unterschied, auf den es mir ankommt, ist darin zu sehen, dass jene zwei Aspekte der Sprache von Putnam mit seinen entsprechenden Thesen von begrifflicher Relativität und externen Tatsachen konsequent differenziert behandelt werden, während bei Rorty der eine Aspekt zugunsten des anderen zu verschwinden droht. Nachdem er nämlich zwei Aspekte der Sprache zunächst differenziert diskutiert hat, zieht er daraus totalisierende Konsequenzen wie die Behauptung, dass die Vorstellung von Sprache als weltbeschreibendem Medium metaphysisch und daher abzulehnen sei, oder die, dass Wahrheiten eher gemacht als gefunden seien.⁵⁷ Demgegenüber können wir im Anschluss an Putnam besser – so meine

benswichtige Relevanz besitzen, falls unterschiedliche Beobachtungen zu unterschiedlichen Reaktionen etwa wie *stillbleiben/fortschwimmen* führen.

⁵⁷ Er argumentiert dabei folgendermaßen: Wahrheit ist eine Eigenschaft von Sätzen, d.h. von sprachlichen Entitäten. Sprachen sind von Menschen gemacht. Folglich sind Wahrheiten ebenfalls von Menschen gemacht (a.a.O., S. 7 u. 21). Sein Syllogismus ist vergleichbar mit Folgendem: Person A ist unmenschlich. Alle Personen sind Menschen, d.h. menschlich. Folglich ist Person A menschlich. Dieser Gedankengang ist in dem Maße absurd, als zwei verschiedene Bedeutungen des Wortes „(un-)menschlich“, einmal „(un-)barmherzig“, zum anderen „zum Menschen (nicht) gehörend“, miteinander vermengt werden. Genau so verhält sich Rortys Argument. Ihm zufolge sind nicht nur Wahrheiten, sondern *alle denkbaren* Eigenschaften von Sätzen (wie Falschheiten, Verständlichkeiten, Witzigkeiten

Behauptung – sagen: Die Vorstellung von Sprache als weltbeschreibendem Medium sowie die von Wahrheit als etwas Gefundenem ergeben nur innerhalb eines Begriffssystems einen Sinn, während sie in Bezug auf Begriffssysteme als solche wenig Sinn haben. In dieser Beziehung ist die von mir verfolgte, gemäßigt-konstruktivistische Perspektive nichts anderes als der Vorschlag: Lassen wir uns die Foerstersche Frage „Entdecken oder Erfinden?“ *zweimal* stellen; zum einen in Bezug auf einzelne Sätze innerhalb eines Begriffssystems und zum anderen in Bezug auf Begriffssysteme als solche.

3.3.2. Begriffliche Relativität

Wie die Vorstellung von externen Tatsachen im Zusammenhang mit *a* in der vorangehenden Abbildung klare Konturen gewinnt, so wird die begriffliche Relativität im Zusammenhang mit *b* in der Abbildung und dem entsprechenden Punkt (3) deutlich (s.o.). Wir können *b* in der Abbildung so interpretieren, dass es Umstände gibt, unter denen Aussagen, obwohl sie sich auf einen gemeinsamen Gegenstand beziehen, voneinander abweichen. Darüber hinaus besagt *b*, dass diese Abweichung darauf zurückgeht, dass verschiedene Begriffssysteme dabei am Werk sind.⁵⁸ Daher können wir auf die Frage, „Wie viele Objekte gibt es in der Welt₁?“, nach dem Begriffssystem₁ mit „drei“ und nach dem Begriffssystem₂ mit „sieben“ richtig antworten.

Das so verstandene Phänomen der begrifflichen Relativität legt einen Relativismus nahe: Die Welt kann je nach zugrunde liegendem Begriffssystem unterschiedlich beschrieben werden. Es gibt dabei keinen neutralen oder privilegierten Standpunkt, der angeben könnte, welches Begriffssystem das Richtige sei. Dabei geht

usw.) von Menschen gemacht. Damit bleibt die eigentliche Frage, worin sich Wahrheiten von Falschheiten unterscheiden, wann ein Satz als wahr bzw. falsch zu beurteilen ist, unbeantwortet. In diesem Zusammenhang könnte man sagen: Wahre Sätze sind von uns gemacht *und zugleich* gefunden in dem Sinne, dass es entsprechende Tatsachen gibt, während falsche Sätze *bloß* von uns *gemacht* sind in dem Sinne, dass es keine entsprechenden Tatsachen gibt. Insofern Rorty die Unterscheidung *gemacht/gefunden* eindimensional gebraucht und daher auf die besondere Frage, ob Wahrheiten *auch* gefunden oder *bloß* gemacht sind, nur die allgemeine Antwort zu geben weiß, dass alle Eigenschaften von sprachlichen Entitäten von Menschen gemacht seien, ist sein Argument absurd und reduktionistisch. Zur Kritik an Rortys Sprachphilosophie siehe auch Franzen (1992).

⁵⁸ Die Abweichung zwischen zwei Aussagen kann u.U. auch darauf zurückgeführt werden, dass eine davon falsch ist. Dies ist allerdings in unserem Zusammenhang ausgeschlossen, denn wir gingen davon aus, dass es sich um *richtige* Antworten handelt.

man manchmal so weit zu behaupten, dass zwei miteinander konfligierende Begriffssysteme, weil es keinen neutralen Standpunkt gibt, miteinander völlig inkommensurabel seien, dass sich jedes Begriffssystem mit einer *eigenen* Welt beschäftige.

Das Phänomen der begrifflichen Relativität, wie es wir anhand des putnamschen Beispiels verstehen, macht aber deutlich, worin die Grenze des darauf beruhenden Relativismus liegt. Die begriffliche Relativität nämlich ist ein Phänomen, das nur unter der Annahme *eines gemeinsamen Gegenstands- oder Weltbezugs* verständlich wird. Wie ein gemeinsames Begriffssystem im Fall von „externen Tatsachen“ die Voraussetzung dafür ist, Aussagenunterschiede als Weltunterschiede zu deuten, so ist im Fall von „begrifflicher Relativität“ ein gemeinsamer Weltbezug die Voraussetzung dafür, Aussagenunterschiede als Funktion unterschiedlicher Begriffssysteme zu begreifen. Meinungsverschiedenheit betrifft unterschiedliche Meinungen *über ein und dasselbe Ding*. Zwei Meinungen über zwei Dinge nennt man nicht Meinungsverschiedenheit. Der Streit z.B., ob das Weltsystem geozentrisch oder heliozentrisch ist, ergibt nur dann einen Sinn, wenn man annimmt, es handle sich um dieselbe Erde und dieselbe Sonne. Wenn die Newtonsche und die Einsteinsche Physik miteinander völlig unvergleichbar wären, wenn sie sich daher mit völlig verschiedenen Welten beschäftigten, dann gäbe es keinen Anlass, von Inkommensurabilität zu sprechen.⁵⁹

Richtet sich aber dieses Argument nicht auch gegen die internalistische Perspektive selbst? Setzen wir nicht etwas voraus, das *vor* jedem Begriffssystemen existiert, wenn wir mit der begrifflichen Relativität meinen, dass etwas je nach Begriffssystem unterschiedlich beschrieben werden kann? Läuft Putnams internalistische Perspektive auf einen verborgenen Realismus hinaus? J. Searle (1995, S. 164 f.) jedenfalls behauptet dies. Nach ihm besteht der von Putnam kritisierte, metaphysische Realismus aus zwei Thesen, die logisch voneinander unabhängig sind: (1) Die Realität existiert unabhängig von unseren Vorstellungen davon. (2) Es gibt nur ein einziges Begriffssystem, nach dem die Realität richtig beschrieben werden kann. Searle scheint mir Recht zu haben, wenn er darauf hinweist, dass Putnams Kritik am metaphysischen Realismus als externalistischer Perspektive, die einen absoluten Standpunkt annimmt, nur die zweite, aber nicht die erste These betrifft. Searle vertritt

⁵⁹ Dieses Argument wurde mehrfach gegen extreme Formen des Relativismus vorgebracht (z.B. Davidson 1984; Harré und Krausz 1996, S. 218 f.; Woolgar und Pawluch 1985).

einen „externen Realismus“, der der oben genannten, ersten These entspricht. In Bezug auf die zweite These ist er einig mit Putnams These der begrifflichen Relativität unserer Weltbeschreibungen. Putnam selbst weist zögernd auf eine mögliche Grenze seiner internalistischen Perspektive hin, indem er schreibt:

„[Kant: H. C.] refers to the elements of this mind-independent reality in various terms: thing-in-itself (*Ding an sich*); the noumenal objects or *noumena*; collectively, *the noumenal world*. But we can form no real conception of these noumenal things; even the notion of a noumenal world is a kind of limit of thought (*Grenz-Begriff*) rather than a clear concept. Today the notion of a noumenal world is perceived to be an unnecessary metaphysical element in Kant's thought. (But perhaps Kant is right: perhaps we can't help thinking that there is *somehow* a mind-independent ›ground‹ for our experience even if attempts to talk about it lead at once to nonsense.) At the same time, talk of ordinary ›empirical‹ objects is *not* talk of things-in-themselves but only talk of things-for-us“ (Putnam 1981, 61 f.; orig. Hervorh.).

Was hier los ist, beschreibt Luhmann treffend, indem er einen Weltbegriff erläutert, also einen „Begriff von Welt, der jeweils diejenige Einheit meint, die noch hinzugedacht werden muss, wenn man Differenz denkt; also einen Begriff von Welt, der je nach Differenzschema verschieden ausfällt und doch immer dieselbe Funktion hat, nämlich die Funktion eines letzten, differenzlosen Begriffs“ (Luhmann 1992, S. 310). Die Welt bedeutet für ihn „eine Hintergrundsunbestimmtheit (›unmarked space‹), die Objekte erscheinen und Subjekte agieren lässt“ (Luhmann 1997, S. 148). Meine Diskussion um Putnams internalistische Perspektive scheint somit an dem Punkt angekommen zu sein, wo H. Lenk innerhalb eines Interpretationszirkels von einem „metaphysischen Rest-Realismus“ (Lenk 1995, S. 253; siehe den Abschnitt 2.12) gesprochen hat. Es liegt trotzdem *nicht* in meinem Interesse, darin irgendeinen hintergründigen Realismus zu erblicken, der als Grundlage für weitere Betrachtungen dienen könnte. Die Welt als solche oder als Ganzes ist vielleicht, wie Putnam sagt, ein Grenzbegriff, der bei all unserem Denken und Handeln irgendwie vorausgesetzt werden muss, aber kein Grundbegriff, auf dem wir unseres Denken und Handeln aufbauen könnten.

Was Putnam jedenfalls getan hat, möchte ich wie folgt zusammenfassen: In Bezug auf das Beschreiben, Beobachten, Referieren, Erkennen usw. gibt es zwei gängige Redeweisen; zum einen sagen wir: „Wir beschreiben die Welt, wie sie ist“, zum anderen sagen wir: „Wir beschreiben die Welt, wie sie uns erscheint.“ Diese zwei Redeweisen wirken oft gegeneinander etwa in Gestalt von „Objektivismus versus Subjektivismus“ oder „Absolutismus versus Relativismus“. In dieser Beziehung zeigt uns Putnams internalistische Perspektive eine Möglichkeit, die beiden komplementär zu denken. Wir können nämlich innerhalb eines Begriffssystems Tatsachen beschreiben, wie sie sind, *und zugleich* beschreiben wir sie nur so, wie sie uns erscheinen, und zwar in dem Sinne, dass sie je nach Begriffssystem unterschiedlich beschrieben werden können.⁶⁰

Exkurs: Zum Begriff der Bedingungen der Möglichkeit

Putnams internalistische Perspektive lässt sich wohl unter dem Gesichtspunkt der kantischen Fragestellung betrachten, nämlich der Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Wissen.⁶¹ Für Kant waren es bekanntlich menschliche Anschauungsformen von Raum und Zeit sowie reine Verstandesbegriffe – wie Einheit, Vielheit, Allheit, Kausalität u.a. –, in denen das Wissen apriorisch begründet ist. Für Carnap war es vor allem ein sprachliches Bezugssystem – wie z.B. unsere Alltagssprache als „the spatio-temporally ordered system of observable things and events“ (Carnap 1975, S. 73) oder ein System von natürlichen Zahlen – und für Putnam z.B. eine Theorie oder Beschreibung (s.o.), das oder die es uns erlaubt, Fragen nach der Realität von Entitäten sinnvoll zu beantworten. Durch das Konstruieren dieser oder jener Bedingungen der Möglichkeit des Wissens haben sowohl Kant als auch Carnap und Putnam versucht, jeweils einer bestimmten Form von Wissen Geltung zu verschaffen. Dieselbe Konstruierung macht zugleich sichtbar, was dabei außerhalb des Möglichen bleibt: „Ding an sich“ bzw. jene Fragen nach der Realität von Entitäten, die von

⁶⁰ Vgl. auch Franzen (1985), der Putnams Philosophie als „mittlerer Weg zwischen Absolutheitsdenken und Relativismus“ interpretiert.

⁶¹ Putnam (1981, S. 60 ff.) selber interpretiert Kant als den ersten Vorläufer seiner internalistischen Perspektive, allerdings ohne Unterstreichung des hier thematisierten, gemeinsamen Fragestils.

einem absoluten Standpunkt aus gestellt werden, müssen jeweils unbekannt bzw. unbeantwortet bleiben.

Diese mehrschichtige Operation der Beschränkung (des Geltungsbereiches des Wissens), Zulassung (bestimmter Formen des Wissens) und Ausschließung (anderer Formen des Wissens), die Kant, Carnap und Putnam im Bereich der Erkenntnistheorie ausführen, steht also in engem Zusammenhang mit dem Begriff der Bedingungen der Möglichkeit. Man könnte sogar einfach von Bedingungen sprechen, vorausgesetzt, man versteht unter Bedingung etwas, „was zur *Verwirklichung* von etwas anderem als Voraussetzung notwendig, gegeben, vorhanden sein muss“ (DUDEN 1997; meine Hervorh.), und nicht etwas, was zur *Verhinderung* oder *Verunmöglichung* von etwas anderem gefordert wird. Im Folgenden möchte ich einige Aspekte der Gebrauchsweise des Begriffs „Bedingungen der Möglichkeit“ hervorheben, welche mir in unserem Zusammenhang bedeutsam zu sein scheinen.

Ermöglichung durch Einschränkung

Was tut der Begriff der Bedingung? Was geschieht, wenn man für etwas Bedingungen stellt? Betrachten wir zunächst zwei Beispiele:

- (a) Du darfst spielen, wenn du mit deiner Arbeit fertig bist.
- (b) Ich tue es, wenn ich Lust dazu habe.

Der Ausgangspunkt von (a) besteht wohl in der Frage: „Darf ich spielen?“ Sie ist eine einfache Frage, die einem zwei ebenso einfache Antwortmöglichkeiten nahe legt, nämlich entweder „Ja, du darfst spielen“ oder „Nein, du darfst nicht spielen“. Der Gebrauch des Bedingungsbegriffs bringt hier eine dritte Form von Antworten hervor, in der Umstände angeführt werden, von denen die Bejahung bzw. Verneinung der Frage abhängig gemacht wird. Es geht im Fall von (b) nicht anders: auf die Frage, „Tust du das?“, antwortet man hier weder mit Ja noch mit Nein, sondern mit der Angabe bestimmter Bedingungen, deren Erfüllung zur betreffenden Handlung führen

soll.

So gesehen findet zweierlei statt, wenn man für etwas Bedingungen stellt: Im Unterschied zu einfacher, ja bedingungsloser Bejahung wird der Spielraum bzw. Geltungsbereich zunächst explizit *eingeschränkt*, innerhalb dessen das nun Bedingte dann doch *bejaht* und nicht verneint wird. Der Begriff der Bedingung bewirkt also ein Doppelgeschehen, in dem es sich um Ermöglichung durch Einschränkung, Zulassung durch Ausschluss, Zustimmung mit Vorbehalt o.ä. handelt. Man kann auch sagen, die unmittelbare Funktion des Bedingungsbegriffs bestehe in der eingeschränkten Affirmation von dem, wofür gerade Bedingungen gestellt werden. Im Modus des Dafür-Bedingungen-stellens kann man etwas auch ablehnen. Geschieht dies, dann aber nur in der Weise, dass man etwas ablehnt, weil die Bedingungen dafür nicht erfüllt sind. Das heißt: Man gibt zugleich an, unter welchen Bedingungen das gerade Abgelehnte doch annehmbar ist.

Mithilfe des Bedingungsbegriffs können wir beispielsweise Begriffe trotz jener Fälle, in denen ihre Anwendung nicht sinnvoll ist, beibehalten und weiter anwenden. Der Begriff „lebendig“ z.B. schließt definitionsgemäß sein Gegenteil aus, nämlich den Begriff „nicht-lebendig“ oder „tot“. Bezeichnen wir etwas als lebendig, so impliziert diese Bezeichnung jedoch in dem Sinne ihr Gegenteil, dass alle uns bekannten Lebewesen sterblich sind. Daraufhin mag einer die Bezeichnung „lebendig“ bzw. „Lebewesen“ für unangemessen halten, weil ihr Gegenteil immer mit gemeint ist, und nach einer neuen, konsistenteren Bezeichnung jenseits des Begriffspaares „lebendig/nicht-lebendig“ suchen. Dank des Bedingungsbegriffs jedoch können wir die Bezeichnung „lebendig“ bzw. „Lebewesen“ weiter verwenden, indem wir unter Lebewesen das verstehen, was nur unter bestimmten Bedingungen – wie z.B. unter bestimmten Umweltkonfigurationen oder innerhalb bestimmten Zeitraums – lebendig ist.

Im Zusammenhang mit der Kontroverse zwischen Realisten und Antirealisten kann der Begriff der Bedingung insbesondere für gemäßigte Realisten brauchbar sein, denn es geht ihnen darum, realistische Vorstellungen in dieser oder jener Weise einzuschränken und so zur Geltung zu bringen. Eine gute Veranschaulichung dafür liefert Putnams Ablehnung der Projekte von „Realism“, „Ontology“ und „Epistemology“ mit jeweils großen Anfangsbuchstaben einerseits und gleichzeitige Aner-

kennung von kleingeschriebenen „realisms“, „ontologies“ und „epistemologies“ andererseits (vgl. Putnam 1987, S. 17 u. 86; Putnam 1990, S. 26 ff.). Die hierbei verfolgte, allgemeine Strategie ist die der Kleinschreibung, der eingeschränkten Affirmation. Putnams Internalismus geht es nämlich darum, Rahmenbedingungen (wie Begriffssysteme) zu formulieren, innerhalb deren realistische, ontologische bzw. epistemologische Fragen einen Sinn ergeben, mit der Konsequenz, dass jedes Projekt mit universalem Anspruch abgelehnt wird. Es ist übrigens eine Strategie, die dem Rorty fremd ist, der zunächst wie Putnam die großgeschriebene, absolutistische Version des Realismus ablehnt,⁶² um sich dann jenseits aller realistischer Vorstellungen zu wagen.⁶³

Kompensation

Ich habe gesagt, dass der Begriff der Bedingung dazu geeignet ist, etwas Gegebenes vor der Vernichtung zu bewahren. Dies geschieht, indem der Existenz- bzw. Geltungsbereich dessen, was es zu bewahren gilt, in dieser oder jener Hinsicht eingeschränkt wird. Nun stellt sich die Frage: Was geschieht denn mit dem anderen, das jeweils durch Akzeptieren eines Bestimmten ausgeschlossen wird? Wie geht der Begriff der Bedingung damit um? Welche Umgangsweisen schreibt er in Bezug auf das Andere vor?

Die affirmative Gebrauchsweise des Begriffs der Bedingung bringt seinen kompensatorischen Aspekt mit sich. Etwas in seinem Geltungsbereich einzuschränken, was den Mechanismus der bedingten Affirmation darstellt, impliziert, daneben Raum für Anderes zu eröffnen. Wird etwas dadurch angenommen, dass dafür Bedingungen gestellt wird, so ist zugleich die Grenze gezogen, über die hinaus das Angenommene nicht mehr gilt. Wird etwas deshalb abgelehnt, weil die Bedingungen dafür nicht erfüllt sind, so ist zugleich darauf hingewiesen, unter welchen Bedingungen das Abgelehnte doch annehmbar ist. Kompensieren auf diese Weise bedeutet nicht, Unter-

⁶² So spricht Rorty sarkastisch von „Reality as It Is in Itself“ (Rorty 1994, S. 57).

⁶³ In diesem Sinne charakterisiert und kritisiert Putnam Rortys Haltung als „revisionistisch“ (Putnam 1990, S. 19 f.), während für Putnam die wahre Aufgabe der Philosophie darin besteht, die Reise „from the familiar to the familiar“ zu vollenden (Putnam 1994, S. 300).

schiede oder Gegensätze auszustreichen, sondern einen Weg zu zeigen, wie der eine ins andere umgewandelt werden kann. Sie werden miteinander verkoppelt durch Bedingungen, die hier fungieren wie ein Schalter, der das Ein und Aus eines elektrischen Geräts regelt. Mit dem vorausgegangenen Beispiel gesprochen: Trotz der Bedingungsangabe, dass ich es tue, wenn ich Lust dazu habe, stehe ich in jedem Augenblick weiterhin vor der Wahl, entweder es zu tun oder es nicht zu tun. Dank aber derselben Angabe kann ich darauf hinweisen, dass auch das durch meine hier und jetzt getroffene Entscheidung Ausgeschlossene der Fall sein kann, und zwar genau dann, wenn die durch die Bedingungsangabe festgelegten Änderungen auftreten. Bedingungen also heben jene Alternativität *nicht* auf, in der das Bedingte erscheint. Das, was der Begriff der Bedingung diesbezüglich tut, besteht nur darin, jede alternativ zu vollziehende Entscheidung als *aktuell Getroffenes* und damit das darin enthaltene Moment des Ausschlusses als *potenziell Aufhebbares* zu explizieren.

»Übung 1«

Die kompensatorische Arbeitsweise des Bedingungsbegriffs wird auch dann deutlich, wenn man ihn mit anderen, verwandten Begriffen wie Grund (einer Handlung) oder Ursache (einer Wirkung) vergleicht:

- (a) Ich tue es, wenn ich Lust dazu habe.
- (a´) Ich tue es, weil ich Lust dazu habe.
- (b) Das Wasser kocht, wenn es 100 °C erreicht.
- (b´) Das Wasser kocht, weil es 100 °C erreicht hat.

Das Festlegen von Bedingungen hat es mit dem von Gründen bzw. Ursachen gemeinsam, dass es sich dabei um Herstellung einer Abhängigkeitsbeziehung zwischen zwei oder mehreren Sachverhalten handelt. So wird sowohl in (a) als auch in (a´) das Tun von der Lust dazu abhängig gemacht.⁶⁴ So wird sowohl in (b) als auch

⁶⁴ Ob Lust etwa als intrapsychische Instanz zur Handlungssteuerung anzunehmen ist oder nicht, ist in unserem Zusammenhang nicht relevant. Wir können auch andere Beispiele nehmen wie z.B. „Ich tue es, wenn bzw. weil es unseren Konventionen entspricht.“

in (b´) das Kochen des Wassers in Abhängigkeit von seiner Temperatur gesehen. Dank einer solchen Abhängigkeitsbeziehung erfahren wir Geschehnisse nicht mehr schicksalhaft oder überrascht, sondern wir können sie auch erwarten/befürchten, herbeiführend/verhindernd in sie eingreifen und sie verstehen oder erklären.

Welche Unterschiede gibt es denn zwischen Bedingungen einerseits und Gründen bzw. Ursachen andererseits? In (a´) wird das Tun von dem Sprecher tatsächlich ausgeführt oder er ist kurz davor. Und das Tun wird durch das Angeben eines Beweggrundes *bekräftigt*. (a´) ist daher genau das Gegenteil des Satzes „Ich tue es nicht, weil ich dazu keine Lust habe.“ Dahingegen lassen sich in (a) nicht feststellen, ob der Sprecher im Augenblick die Lust hat oder nicht, und dementsprechend, ob er es tut oder nicht tut. Hier geht es um Herstellung einer Abhängigkeitsbeziehung als solcher. Daher ist (a) äquivalent mit dem Satz „Ich tue es nicht, wenn ich dazu keine Lust habe.“ Paralleles gilt für (b) und (b´). In (b´) *kocht* das Wasser, von dem gerade die Rede ist. Und diese Tatsache wird auf eine andere, in der Regel vergangene Tatsache zurückgeführt und dadurch in ihrer Seinsnotwendigkeit verstärkt. Dagegen ist es in (b) offen, ob das Wasser, von dem die Rede ist, jetzt kocht oder nicht kocht. Hier ist nur angegeben, wie sich das Kochen des Wassers zu dessen Temperatur verhält.⁶⁵

Das Angeben von Gründen oder Ursachen hat offensichtlich den Effekt, dem, was dabei als Begründetes oder Verursachtes erscheint, eine *Seinsnotwendigkeit* zu verschaffen und damit seine Wirklichkeit zu bekräftigen. Dagegen trägt das Angeben von Bedingungen dazu, das, was dabei als Bedingtes erscheint, in seinem *kontingenten* Charakter hervorzuheben. Denn die Wirklichkeit des Bedingten wird durch den Hinweis *relativiert* und *kompensiert*, dass es nicht immer so ist, und dass es auch anders möglich ist. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, dass Wissenschaften wie Physik oder Biologie, die kausale Erklärungen bevorzugen, eine reale Welt hervorbringen mit vollem Determinismus aus Ursache-Wirkungs-Ketten, wäh-

⁶⁵ Nach dem deduktiv-nomologischen Erklärungsschema von Hempel und Oppenheim (1948) lässt sich (b´) in die folgenden, drei Schritte zerlegen:

| | |
|-------------|---|
| Gesetz: | Wasser kocht, wenn es 100 °C erreicht. |
| Antezedens: | Das Wasser, von dem gerade die Rede ist, hat 100 °C erreicht. |
| Konsequenz: | Das Wasser kocht. |

rend es in der Kybernetik, die sich an Bedingungen der Möglichkeit orientieren (vgl. Ashby 1962, Bateson 1981), nicht eindeutig ist, ob es sich dabei um eine reale oder eine ideelle Welt handelt.

»Übung 2«

In engem Zusammenhang mit dem kompensatorischen Gebrauch des Begriffs der Bedingung steht die Unterscheidung von Aktualität/Potenzialität bzw. Wirklichkeit/Möglichkeit. Denn der Begriff der Bedingung ist kein Begriff, der es uns erlaubt, etwas Bestimmtes zu tun *und zugleich* dies nicht zu tun. Der Begriff der Bedingung verletzt nicht den Satz des Widerspruchs, nach dem etwas nicht zugleich *A* und Nicht-*A* sein kann. Seine kompensatorische Arbeitsweise kann jedoch dazu genutzt werden, eine denkmögliche Entgegensetzung in ein reales und zumutbares Verhältnis zu transformieren. Interpretiert man nämlich den Ausdruck „zugleich“ im Satz des Widerspruchs als gleichzeitig, so kann man sagen, dass hier die Gleichzeitigkeit die Bedingung darstellt, unter der *A* mit Nicht-*A* nicht zusammen sein kann. Das heißt:

- (a) Etwas kann *A* und Nicht-*A* sein, vorausgesetzt, es handelt sich dabei um verschiedene Zeitpunkte.

Hier haben wir es mit Veränderungen von etwas zu tun. Z.B. ein Mensch kann wohl zu einer Zeit jung, zur anderen nicht jung, d.h. alt sein.⁶⁶ So gesehen ist die Kategorie „Veränderung“, durch die ein Anders-geworden-sein sichtbar gemacht wird, eine zeitliche Auflösung des Paradoxes der Einheit von Gleich-sein und Anders-sein. Bei Luhmann heißt es: „Unterscheidungen implizieren, dass man nicht auf beiden Seiten [die durch die Markierung einer Grenze entstehen: H. C.] zugleich sein, nicht

So gesehen ist der Begriff „Bedingung“ im Begriff „Ursache“ bzw. in der kausalen Erklärung eingeschlossen.

⁶⁶ Das Beispiel stammt von Kant (1977 [1787], S. 197). Er war dabei der Ansicht, dass sich der Satz des Widerspruchs als ein bloß formeller Grundsatz *nicht* durch die äußerliche Bedingung der Zeit affizieren lässt. Daher formulierte er den Satz des Widerspruchs neu. Demnach lautet er: „Keinem Dinge kommt ein Prädikat zu, welches ihm widerspricht“ (a.a.O., S. 196). Zur anschließenden Diskussion unter deutschen Idealisten siehe z.B. Schelling (1907, S. 665 ff.) und Hegel (1979, S. 45).

an beide Seiten zugleich anschließen kann. Dazu ist ein Überschreiten [...] der Grenze erforderlich, und das kostet Zeit. Zeit ist so gewissermaßen ein Schema, mit dem die Unterscheidung (der Beobachter) ihre eigene Paradoxie entparadoxieren kann: erst links, dann rechts“ (Luhmann 1992, S. 80).

Zeit ist sicherlich nicht der einzige Faktor, dessen Variation eine reale Verknüpfung von *A* mit Nicht-*A* ermöglicht. Versuchen wir weitere Möglichkeiten:

- (b) Etwas kann zugleich, d.h. ohne Berücksichtigung zeitlicher Unterschiede, *A* und Nicht-*A* sein, vorausgesetzt, es handelt sich um verschiedene Erkenntnissubjekte.

Damit haben wir den logischen Widerspruch in einen ursprünglicheren, dialogischen Widerspruch umgewandelt, in dem etwas von Person *x* für *A* und zugleich von Person *y* für Nicht-*A* gehalten wird. Es handelt sich nicht mehr um reines Denkgesetz, sondern um die Frage des Erkennens. Die unmittelbare Einheit von Gegenstand und seinem Prädikat wird aufgehoben. Das Prädikat erscheint nun als Folge einer *Prädikation*, eines subjektiven Zuschreibungsaktes.⁶⁷ Spricht man hierbei von Meinungsverschiedenheiten, dann setzt man voraus, dass es etwas Gemeinsames gibt, über das man unterschiedlicher Meinung ist. Führen Meinungsverschiedenheiten zum Streit, dann geht man davon aus, dass Unstimmigkeiten prinzipiell beseitigt werden kann etwa durch Rückgriff auf den gemeinsamen Gegenstand. Es handelt sich hier um eine epistemologische Situation, in der die kategorielle Unterscheidung von Gegenständen und Meinungen darüber sowie die Möglichkeit einer „wahren Erkenntnis“ im Spiel sind. Besteht man dagegen auf der Irreduzibilität, Unhintergebarkeit von persönlichen Meinungen, dann führt dies zu einem subjektivistischen Relativismus.⁶⁸

⁶⁷ Zitterbarth (1991, S. 75) weist darauf hin, dass die Altgriechen Wahrnehmungsverben wie „sehen“, „hören“, „berühren“, „fühlen“ usw. zuerst intransitiv und dann auch transitiv gebraucht haben. Der transitive Gebrauch steht möglicherweise im Zusammenhang mit der Vergegenständlichung dessen, auf das sich der Mensch tuend (wie sehend, hörend, berührend usw.) bezieht; jener Verselbstständigung des Gegenstandes von der darauf bezogenen Handlung, die die epistemologische Frage nach einer möglichen Diskrepanz z.B. zwischen dem Gesehenen und dem zu Sehenden ermöglicht.

⁶⁸ Vgl. z.B. Wendels (1990, S. 36) Definition des subjektivistischen Wahrheitsrelativismus: „Eine Aussage »p« ist wahr für eine Person *X* genau dann, wenn *X* der Überzeugung ist, dass *p*.“

- (c) Etwas kann zugleich, d.h. ohne Berücksichtigung zeitlicher und interpersonaler Unterschiede, A und Nicht-A sein, vorausgesetzt, es handelt sich um verschiedene Gesichtspunkte, Begriffssysteme, Perspektiven o.Ä.

Auch hier handelt es sich um eine epistemologische Situation, in der ein und dasselbe unterschiedlich angesehen wird, wobei Meinungsverschiedenheiten nicht zu Personen, sondern zu Gesichtspunkten o.Ä. in Beziehung gesetzt werden. Meinungsverschiedenheiten und Streite kommen in der Regel zwischen Personen bzw. Gruppen als Meinungsträgern und -verfechtern vor. Insofern liegt es nahe, bei Vorliegen abweichender Meinungen danach zu fragen, wer sie vertritt. Die Beziehung zwischen Meinungen und Meinungsträgern ist aber in dem Sinne eine äußerliche, dass eine Person oder eine Gruppe von Personen ihre Meinung ändern kann, dass mehrere Personen bzw. Gruppen eine Meinung teilen können. Gesichtspunkte, Begriffssysteme, Perspektiven usw. sind dagegen diejenigen Faktoren, die mit Meinungen systematisch kovariieren.⁶⁹ Das entspricht jedenfalls der Intention jener Theorien, die nach solchen Determinanten von Meinungsabweichungen suchen.

Der Sachverhalt (c) liegt nicht nur der begrifflichen Relativität im Sinne Putnams zugrunde, sondern auch manchen modernen Relativismen, wie sie Meiland und Krausz (1982b, S. 8) charakterisiert haben: „In one of its most common modern forms cognitive relativism holds that truth and knowledge are relative, not to individual persons or even whole societies, but instead to factors variously called conceptual schemes, conceptual frameworks, linguistic frameworks, forms of life, modes of discourse, systems of thought, Weltanschauungen, disciplinary matrices, paradigms, constellations of absolute presuppositions, points of view, perspectives, or worlds.“⁷⁰

Betrachten wir zum Schluss Folgendes:

⁶⁹ Systematisch kovariieren bedeutet allerdings nicht die totale Gleichzeitigkeit des Variierens. Ein Weltteil z.B., der nach dem Carnap'schen Zählsystem ein Objekt enthält, enthält nach dem Lezniewski'schen ebenfalls ein Objekt.

⁷⁰ Zum Unterschied zwischen klassischen, am individuellen Subjekt orientierten und modernen Relativismen vgl. auch Wendel (1990, S. 36 f.).

- (d) Etwas kann zugleich, d.h. ohne Berücksichtigung zeitlicher, interpersonaler und perspektivischer Unterschiede, *A* und Nicht-*A* sein, vorausgesetzt, es handelt sich um verschiedene Dinge!

Der Fall ist für mich absurd, undenkbar. Hier ist das Ding selbst, dem *A* bzw. Nicht-*A* als Prädikat zukommt, innerhalb eines Urteilssatzes, d.h. in unserem Zusammenhang ohne zeitliche, soziale, perspektivische oder sonstige Vermittlungen, so geändert worden, dass keine konsistente Satzform erfolgt. Um wie viele Dinge handelt es sich denn? Eins oder zwei?

3.4. Der gemäßigte Konstruktivismus im Vergleich zum radikalen

3.4.1. Die Bedingtheit des Wissens als der gemeinsame Ausgangspunkt

Bei der vorangegangenen Diskussion um Putnam und Rorty haben wir festgestellt, dass beide das Phänomen der begrifflichen Relativität annehmen, d.h. die Tatsache, dass Aussagenunterschiede unter gewissen Umständen auf Unterschiede vorausgesetzter Begriffssysteme zurückzuführen sind. Wir können ein Begriffssystem, das einer Menge von Aussagen oder Beobachtungen zugrunde liegt, als eine ihrer Möglichkeitsbedingungen und dadurch ermöglichtes Wissen als bedingtes Wissen bezeichnen. In diesem Sinne ist das bedingte Wissen bzw. die Bedingtheit des Wissens ein gemeinsamer Nenner von Putnam und Rorty. Und diese Bedingtheit wird, so meine Behauptung, nicht nur von den beiden, sondern von vielen geteilt, wobei einige von ihnen sich Konstruktivisten, andere sich Relativisten nennen. Mit anderen Worten, viele zeitgenössische, (nicht nur) konstruktivistische Ansätze lassen sich als Antwort auf die Frage verstehen, wie die Bedingungen (der Möglichkeit) des Wissens *beschaffen* sind. Und die Antworten lauten: Das Wissen sei bedingt durch die Strukturen der Organismen, insbesondere ihrer Nervensysteme (z.B. Maturana und Varela 1987, Roth 1992), unsere Sprache, insbesondere ihre narrativen (Sarbin 1986b, Bruner 1991) oder metaphorischen Aspekte (Lakoff und Johnson 1980, Leary 1990), Diskurs (Foucault 1981, Potter und Wetherell 1987, Parker 1992, Bruder

2004b), Diskursarten und -regeln (Lyotard 1989), soziale Konventionen (Rorty 1989), soziale Verhandlungen (Handel 1982, Knorr-Cetina 1984) usw.

Der Leser mag mein Auflisten zu schematisch finden. Ich jedenfalls habe nicht vor, all die Ansätze auf dieses Schema zu reduzieren, oder zu behaupten, dass es das einzige oder das beste Schema sei, nach dem die Vielfalt des Konstruktivismus zusammengefasst werden kann. Es ist nur ein Schema, das gewisse Präferenzen festlegt, aber dadurch es uns ermöglicht, etwas zu beobachten, was sonst unbeobachtbar bliebe. Wie gut oder schlecht die aufgelisteten, einzelnen Fälle ins Schema passen, hängt m.E. davon ab, ob es sich dabei um Sachverhalte handelt, die mit dem der begrifflichen Relativität im Sinne Putnams vergleichbar sind. Anders gesagt, es handelt sich um die Suche nach Determinanten des Wissens, von denen dies abhängig ist, mit denen Wissensinhalte mehr oder weniger systematisch kovariieren. In diesem Sinne lässt sich die Liste ohne weiteres um die meisten modernen Relativismen erweitern (s.o.).⁷¹

Nach diesem Schema betrachtet, erscheint die Vielfalt konstruktivistischer bzw. relativistischer Ansätze als Vielfalt der jeweils behaupteten Möglichkeitsbedingungen des Wissens. Die Vielfalt der Möglichkeitsbedingungen entspricht der Vielheit der Arten von Determinanten – wie z.B. Gehirnstrukturen, Sprache, soziale Interaktionen –, wobei jede Art von Determinanten ihrerseits eine Variable darstellt, deren verschiedene Werte oder Zustände – nämlich je verschiedene Gehirnstrukturen, narrative Regeln, Metaphern, soziale Kontexte usw. – mit verschiedenen Wissensinhalten kovariieren sollen. Die Frage aber, wie die verschiedenen Arten von Determinanten sich ihrerseits zu verschiedenen Wissensinhalten verhalten, wird dabei kaum thematisiert. Stattdessen besteht man in der Regel auf der Unabdingbarkeit, Unveräußerlichkeit der je behaupteten Art von Determinanten. Man sagt, es gebe keine metaphorfreien Aussagen. Es gebe keine Aussagen, die in einem sozial leeren Raum gemacht würden usw. Die Selektivität oder Kontingenz des Wissens also, wovon in diesem Zusammenhang oft die Rede ist, bezieht sich nicht auf die Vielfalt der Arten

⁷¹ Es liegt nahe, diese Suche nach Möglichkeitsbedingungen des Wissens mit jenem Diskurs der Moderne zu vergleichen, in dem die kantische, reine Vernunft mehr und mehr als bedingte, voreingemommene – wie männlich, bürgerlich, westlich usw. – entlarvt worden ist. Da jedoch dies Thema den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde, sei es hier nur am Rande erwähnt.

von Determinanten, sondern den variablen Charakter je einer Art von Determinanten. Darauf komme ich zurück.

3.4.2. Die Nähe bzw. Distanz zwischen zwei Konstruktivismen

In der vorliegenden Arbeit ging ich davon aus, den Konstruktivismus, der sich im Gegensatz zum metaphysischen Realismus ausrichtet, als radikal, den, der sich komplementär zu einem nicht-metaphysischen Realismus positioniert, als gemäßigt zu definieren. Demgemäß habe ich das foerstersche Motto „Entdecken oder Erfinden“ als radikal-konstruktivistisches festgestellt und dem gemäßigt-konstruktivistischen „Erfinden neben Entdecken“ gegenübergestellt. Nun möchte ich aufgrund der von den beiden Seiten geteilten Annahme der Bedingtheit des Wissens weitere Unterschiede von beiden herausarbeiten. Dazu möchte ich zunächst Nelson Goodman zitieren, der eine Aussage gemacht hat, die sich in gewisser Hinsicht zwischen den beiden Konstruktivismen zu positionieren scheint:

„Nothing dictates whether the sky shall be marked off into constellations or other objects. We have to make what we find, be it the Great Dipper, Sirius, food, fuel, or a stereo system“ (Goodman 1984, zit. n. Searle 1998, S. 19).

Seine obigen Behauptungen sind durchaus konstruktivistisch zu verstehen. Dabei sagt er: „We have to make what we find.“ Bringt man dies mit dem hier thematischen Motto von „Entdecken oder Erfinden“ bzw. „Erfinden neben Entdecken“ in Verbindung, so meint Goodman im Wesentlichen, dass *wir erfinden, was wir entdecken*. Hierbei scheint es sich auf den ersten Blick um ein Sowohl-als-auch zu handeln. Sowohl der konstruktive als auch der deskriptive Aspekt des Wissens werden von ihm akzeptiert. Er scheint zu sagen, dass der Gegenstand unseres Wissens von uns erfunden *und zugleich* entdeckt sei. Die zwei Aspekte des Wissens sind dabei so unvermittelt und unbestimmt neben- bzw. nacheinander, dass es einem nahe liegt,

nachzufragen, was Goodman *schließlich* meint. Erfinden wir den Gegenstand unseres Wissens oder entdecken wir ihn?⁷²

In dieser Beziehung ist der radikale Konstruktivist derjenige, der sagt, dass *wir erfinden, was wir zu entdecken glauben*, wie der Titel des von Watzlawick (1981a) herausgegebenen Sammelbandes, *Die erfundene Wirklichkeit: Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben?*, nahe legt. Das goodmansche, unvermittelte Nebeneinander von zwei Aspekten des Wissens wird in Ordnung gebracht mithilfe von Unterscheidungen wie Wesentlichem/Scheinbarem bzw. objektiv Tatsächlichem/subjektiv Geglaubtem. Das so charakterisierte Nebeneinander ist nur ein scheinbares, so dass man mit Foerster (1987a, S. 142) sagen kann, wir „entdecken Realität nicht, sondern wir erfinden sie.“ Oder mit Rorty (1989, S. 3) gesprochen, „truth was made rather than found.“ Der gemäßigte Konstruktivist demgegenüber ist derjenige, der sagt, dass *wir die Bedingungen erfinden, unter denen wir Realität entdecken*, wie es die internalistische Perspektive Putnams nahe legt. Das goodmansche Nebeneinander wird hier in Ordnung gebracht mithilfe der Unterscheidung von Bedingung und dadurch Bedingtem. Der konstruktive Aspekt des Wissens wird als Bedingungen des Wissens dargestellt, während das dadurch bedingte Wissen im Wesentlichen als deskriptiver Natur angesehen wird.

Aus der gemeinsamen Annahme der Bedingtheit des Wissens also werden unterschiedliche Folgerungen gezogen. Aus der Bedingtheit des Wissens folgert der gemäßigte Konstruktivismus, dass das Wissen – verstanden im Sinne einer Korrespondenztheorie der Wahrheit, d.h. in unserem Zusammenhang im putnamschen Sinne von „externen Tatsachen innerhalb eines Bezugssystems“ (s.o.) – daher nur bedingt, nur unter gewissen Bedingungen möglich sei, wobei die Bedingungen ihrerseits *nicht* korrespondenztheoretisch zu behandeln seien. Aufgrund derselben Bedingtheit des Wissens dagegen behauptet der radikale Konstruktivismus, dass das Wissen – im Sinne der Übereinstimmung des Wissens mit der objektiven Realität,

⁷² Ich lasse die Frage offen, ob das unbestimmte Nebeneinander der zwei Aspekte des Wissens in Goodmans Aussage seiner Absicht entspricht oder eher ein Zufallsprodukt ist, und die Frage, wie sich seine Philosophie zu dem hier thematisierten radikalen sowie dem gemäßigten Konstruktivismus verhält. Goodman übrigens war Schüler von Carnap, hat sich vor allem in Goodman (1951) mit Carnap (1928) kritisch auseinandergesetzt. Hacking (1999, S. 44 ff.) bezeichnet Goodmans Position als *constructionalism*, um sie von anderen radikaleren Positionen im Konstruktivismus zu unterscheiden. Zur Diskussion über Goodmans Konstruktivismus siehe auch Elgin (1997).

wie metaphysische Realisten meinen – daher unmöglich sei. Das, was wir Wissen nennen, sei von uns eher gemacht als gefunden. Es geht dem gemäßigten Konstruktivismus um *ingeschränkte Anerkennung des realistisch verstandenen Wissens einerseits und Erweiterung der epistemologischen Themen um die Bedingungen des Wissens andererseits*. Dem radikalen demgegenüber geht es um *Neudefinition des Wissens als Konstruktion einerseits und Marginalisierung, wenn nicht Ablehnung, des deskriptiven Aspekts des Wissens andererseits*.

Ich habe gerade die zwei Varianten des Konstruktivismus als unterschiedliche Folgerungen aus derselben Annahme der Bedingtheit des Wissens dargestellt. Dieser Unterschied ist allerdings nicht so groß, wie er auf den ersten Blick erscheint. Angesichts der Bedingtheit des Wissens nämlich sagt der eine, dies sei daher nur bedingt möglich, während der andere sagt, ein als absolut gedachtes Wissen sei daher unmöglich. Ein und dieselbe Person kann sagen, dass ein absolutes Wissen unmöglich sei, *und zugleich*, dass ein bedingtes doch möglich sei, ohne dabei in Selbstwiderspruch zu geraten. Der Unterschied zwischen den beiden Konstruktivismen ist also kein gegensätzlicher. Darüber hinaus könnte man sagen, dass sie in dem Maße miteinander vereinbar sind, als sie beide in der Lage sind, sowohl den konstruktiven als auch den deskriptiven Aspekt des Wissens zu thematisieren, und zwar in weithin vergleichbarer Weise. Der eine nämlich begreift Wissen als Konstruktion, bezieht sich dabei vor allem auf den Sachverhalt, dass unser Wissen – je nach theoretischer Orientierung – durch unsere Begriffssysteme, Sprache, Diskurse, Gehirnstrukturen usw. bedingt ist; einen Sachverhalt, der vom anderen im Sinne der Bedingungen des Wissens thematisiert wird. Der Sinn oder die Funktion des Wissens wird von den radikalen Konstruktivisten jenseits der Deskription u.a. in dessen Nützlichkeit oder Zweckdienlichkeit gesehen. Wie wir bereits bei Carnap gesehen haben, der „externe Fragen“ mit der Frage der Zweckmäßigkeit in Verbindung bringt (s.o.), gibt es nichts, was einen gemäßigten Konstruktivisten hindern würde, sich mit praktischen Aspekten der Bedingungen des Wissens zu beschäftigen.

Was den deskriptiven Aspekt des Wissens angeht, wird die Tatsache, dass unser Wissen oder unsere Sprache innerhalb eines Bezugssystems deskriptive Funktionen haben kann, nicht nur von den gemäßigten, sondern von den meisten Kon-

struktivisten akzeptiert bzw. wenigstens nicht explizit negiert. Luhmann z.B., der für mich wie Putnam gemäßigt-konstruktivistisch vorgeht,⁷³ sagt ausdrücklich: „Gegen ontologisierendes Beobachten ist im Prinzip nichts einzuwenden. Wir tun es jeden Tag, wenn wir etwas suchen und nicht finden. Ohne Löcher könnten wir weder Billard spielen noch Schweizer Käse erkennen“ (Luhmann 1990a, S. 19). Auch Rorty, der für mich ein radikaler Konstruktivist ist, erkennt, wie bereits erwähnt, kriteriengeregelten Sätzen innerhalb eines Sprachspiels deskriptive Funktionen zu (s.o.). Glasersfeld (1987b, S. 401 f.) unterscheidet zwei Bedeutungen des Wortes „Ontologie“, wobei er seine Kritik an der Ontologie auf ihre metaphysische Bedeutung einschränkt. Für Gergen (1994, S. 12 f.) stellen deskriptive Sprachverwendungen für ein „etabliertes Intelligibilitätssystem“ charakteristisches Merkmal dar. So kann ich Fischer (1995b, S. 23) nur zustimmen, der sagt: „Wenn ich beispielsweise die Absicht habe, in mein Büro zu gehen, so setze ich voraus, dass dieses existiert. Kein vernünftiger Konstruktivist leugnet die Existenz einer von ihm unabhängigen Außenwelt. In diesem Sinne ist der Radikale Konstruktivist interner Realist.“

Es gibt aber auch Aspekte oder Umstände, unter denen der Unterschied zwischen dem gemäßigten und dem radikalen Konstruktivismus hervorgehoben werden kann. Das hängt vor allem damit zusammen, dass der radikale Konstruktivismus – mit seiner Grundthese des grundsätzlich konstruktiven Charakters des Wissens – dazu tendiert, eine Homologie zwischen den Bedingungen des Wissens und dem eben dadurch Bedingten, eine Dimension der Reduzierbarkeit eines Bedingten auf seine Bedingungen hervorzuheben, während der gemäßigte versucht, das Ausmaß der Differenz zwischen Bedingungen und dem dadurch Bedingten auszunutzen. Dies werde ich im Folgenden unter einigen Stichwörtern erläutern.

⁷³ Ich gebe zu, dass ich in der vorliegenden Arbeit die möglichen Unterschiede zwischen gemäßigtem Realismus – etwa von Putnam – und gemäßigtem Konstruktivismus – etwa von Luhmann – nicht thematisiere und sie insofern miteinander vermische. Es geht mir vielmehr darum, dem Mainstream des konstruktivistischen Diskurses, in dem die foerstersche Gegenüberstellung von „Entdecken oder Erfinden“ meiner Meinung nach eine maßgebende Rolle spielt, eine gemäßigte Perspektive gegenüberzustellen und für diese zu argumentieren.

3.4.3. Möglichkeitsbedingungen statt Unmöglichkeitsbedingungen

Die grundlegende Arbeitsweise des Begriffs der Möglichkeitsbedingung habe ich im vorangegangenen Exkurs als *Ermöglichung durch Einschränkung* charakterisiert: Das Suchen und Finden einer Möglichkeitsbedingung von etwas führt dazu, dessen Geltungs- bzw. Existenzbereich einzuschränken, in dem es als solches doch anerkannt wird. Je mehr wir Bedingungen eines Untersuchungsgegenstands finden, desto kleiner, spezifischer, unwahrscheinlicher wird sein Geltungsbereich. Dieser Prozess führt zur Zunahme und nicht zur Abnahme unseres Wissens über den thematischen Gegenstand. Dies trägt auch in dem Maße zur Zunahme unserer Handlungsmöglichkeiten bei, als wir die Bedingungen etwa auswählen, kontrollieren oder mit ihren Änderungen rechnen können.

Man könnte auch davon ausgehen, dass ein Begriff oder eine Aussage, der/die keine Angabe zu seinem/ihrem Geltungsbereich enthält, den impliziten Anspruch hat, immer und überall, unter allen Umständen gültig zu sein. Denn die Abgrenzung des Geltungsbereiches kann nur dadurch erfolgen, dass festgestellt wird, wo, wann, unter welchen Bedingungen es nicht geht. In diesem Sinne ist ein Absolutismus, eine Beziehungslosigkeit oder abstrakte Allgemeingültigkeit als impliziter Defaultwert jedes Begriffs oder jeder Aussage annehmbar; ein nicht-existenter Wert, der schlicht durch das Fehlen positiver Bestimmungen gekennzeichnet, impliziert, gezwungen ist, der dann durch nachträgliches Hinzufügen von Bestimmungen, Beziehungen, Bedingungen immer konkreter, kontextgebundener wird. So gesehen enthält jedes Hinzufügen einer Bestimmung einen Moment der Enthüllung einer Absolutheit oder Abstraktheit und zugleich ihrer Negation. Dies führt nicht notwendigerweise dazu, das, was sich als absolut und abstrakt enthüllt hat, aufzugeben und jenseits dessen gänzlich neu anzufangen, sondern es kann auch dazu führen, dass der betreffende Begriff oder die entsprechende Aussage korrigiert und beziehungs- oder bestimmungsreicher wird.⁷⁴

⁷⁴ Vgl. Luhmanns (1992, S. 392 ff.) parallele Überlegungen zum Begriff „Limitationalität“: „Nur unter der Bedingung von Limitationalität kann man Erträge sicherstellen, kann man erreichen, dass die Wissenschaft nicht in jedem Moment wieder ganz von vorne anfangen muss (ohne doch gehindert zu sein, Erworbenes infrage zu stellen). [...] Negationen gewinnen auf diese Weise mehr als nur punktuelle, nur Bestimmtes auslöschende Relevanz. Sie werden durch ein Verhältnis der Limitationalität ergiebig in dem Sinne, dass sie einschränken, was dann noch möglich ist“ (a.a.O., S. 392). Ein paar

Wir haben zwei Sorten des Absolutismus zu unterscheiden; einen naiven, impliziten Absolutismus als methodologisch angenommenen Defaultwert jedes Begriffs oder jeder Aussage und einen expliziten Absolutismus, der den ersten, statt einschränkend, konkretisierend zu korrigieren, theoretisch hypostasiert, zuspitzt, fehlinterpretiert.⁷⁵ Solche differenzierte Umgangsweise mit Absolutismus erlaubt es uns, Kritiken am Absolutismus, denen wir im zeitgenössischen Diskurs einschließlich des konstruktivistischen immer wieder begegnen, produktiv zu reinterpretieren. Statt das durch eine Absolutismuskritik Angegriffene aufzugeben und ein „Jenseits“ zu wagen, können wir diese Kritik im Sinne des konkretisierenden Korrigierens, des Hinzufügens positiver Bestimmungen und somit der Zunahme unseres Wissens uminterpretieren. Wir können z.B. Rortys (1994, S. 57) Rede von „Reality as It Is in Itself“, statt zum Anlass zu nehmen, Vorstellungen wie „Realität“, „(sprachliche) Stellvertretung“, „Sein“, „Mit-sich-identisch-sein“ für unkorrigierbar metaphysisch zu halten und sie daraufhin aufzugeben, als Indiz für die Notwendigkeit eines kontextbezogenen Gebrauchs dergleichen uminterpretieren. Diese bewahrende Haltung ist für mich nicht zuletzt deshalb erforderlich, weil unsere Begriffe und Aussagen meistens, wenn nicht in allen Fällen, nur in bestimmten Kontexten, unter bestimmten Verhältnissen Sinn ergeben, weil wir sonst kein Verfahren haben, nach dem wir Begriffe, Aussagen, Einsichten usw. bewahrend bzw. korrigierend gebrauchen und weiter entwickeln können, ohne dabei die Möglichkeit auszuschließen, sie infrage zu stellen.

Jene Umwandlung einer Möglichkeitsbedingung in eine Unmöglichkeitsbedingung, die der radikale Konstruktivist angesichts der Bedingtheit des Wissens vollzieht, macht dann Sinn, wenn die festgestellte Bedingung das dadurch Bedingte oder dessen Begriff entscheidend deformiert. Hätte man z.B. Möglichkeitsbedingungen Gottes gefunden, würden sie sofort in dessen Unmöglichkeitsbedingungen umwandeln, denn ein bedingter Gott wäre eine *Contradictio in Adjecto*. Diejenigen, die in der Bedingtheit des Wissens hauptsächlich den Unmöglichkeitsgrund desselben sehen, scheinen mir ebenso wie ihre Gegner an einem absolutistischen Wissensbegriff ver-

Seiten hinten sagt er: „Die Form, mit der seit Kant Limitationalität eingeführt wird, besteht in der Frage nach »Bedingungen der Möglichkeit«“ (a.a.O., S. 396).

⁷⁵ Hiermit schließe ich mich u.a. Putnam (etwa 1994, 279 ff.) an, der den metaphysischen Realismus als philosophische Zuspitzung, Fehlinterpretation des naiven Alltagsrealismus behandelt.

fangen zu sein, obwohl nicht-metaphysische Wissensbegriffe etwa in der Geschichte der Philosophie bereits mehrmals vorgeschlagen worden sind.⁷⁶

3.4.4. Zur Funktionsweise der Deskription

Ich habe mit Putnam Deskription als eine Frage der Korrespondenz zwischen Aussagen und Weltzuständen innerhalb eines Bezugssystems charakterisiert. Da hierbei sowohl Aussagen als auch Weltzustände im Sinne ein und desselben Bezugssystems definiert werden, ist es – im Gegensatz zu metaphysisch verstandener Übereinstimmung zwischen Aussagen und der Welt an sich – prinzipiell möglich, die beiden miteinander zu vergleichen und gegebenenfalls Übereinstimmung zwischen ihnen festzustellen. Um Putnam noch einmal zu zitieren: „Since the objects *and* the signs are alike *internal* to the scheme of description, it is possible to say what matches what“ (Putnam 1981, S. 52; orig. Hervorh.). Es entsteht dabei der Eindruck, dass Deskription durch Putnams internalistische Interpretation zwar möglich, aber trivial geworden ist. Weltzustände, verstanden nach einem Bezugssystem, mit Aussagen wiederzugeben, die ebenfalls nach diesem verstanden werden, ist etwas wie zu sagen: Ich sehe was, was ich sehe. So gesehen handelt es sich hierbei um triviale Vergewisserung dessen, was man gerade sieht, redundante Verdoppelung von Weltkonstrukten durch Hinzufügen von Aussagenkonstrukten. Der entgegengesetzte Fall „Ich sehe was, was ich nicht sehe“ ist zwar nicht trivial, aber paradox. Dies sieht wie die metaphysisch-realistische Behauptung aus, dass wir Menschen die von uns völlig unabhängig existierende Welt als solche erkennen können. Wir können uns doch eine Reihe von Fällen vorstellen, die sich irgendwo zwischen den gerade erwähnten, zwei Extremfällen befinden, und in denen wir der Deskription im putnam-schen Sinne eine nicht-triviale Bedeutung beimessen können.

⁷⁶ Daher wird oft kritisch darauf hingewiesen, dass der Konstruktivismus als Kritik am metaphysischen Realismus keineswegs neu sei. Im Sinne „einer konstruktiven Kritik des sog. »radikalen Konstruktivismus«“ schreibt Luhmann (1992, S. 521): „In Anbetracht einer langen und traditionsreichen philosophischen Diskussion erkenntnistheoretischer Fragen genügt es nicht, sich gleichsam naiv zu stellen und einmal mehr nachzuweisen, dass sich keine Übereinstimmung von Erkenntnis und Wirklichkeit nachweisen lässt.“ Genau dies meint auch Lorenzen (1994, S. 126), einer der Begründer des Erlanger Konstruktivismus, wenn er sagt, es werde „ein Problem, ob unser Wissen »die Wirklichkeit deskribiere«. Der Radikale Konstruktivismus und der Konstruktionismus [...] verfangen sich dadurch in Aporien.“

(a) Ich sehe was, was du nicht siehst.

Eine nahe liegende Erklärung für diesen Sachverhalt bezieht sich auf die Standortsgebundenheit des Beobachters, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen sehe ich etwas, was du nicht siehst, weil ich *hier* bin, während du *dort* bist, und weil das, was ich sehe, räumlich beschränkt ist. Zum anderen sehe ich etwas, was du nicht siehst, weil das, was ich unter *meiner Perspektive* sehe, unter *deiner Perspektive* nicht sichtbar ist. Im ersten Fall kann man davon ausgehen, dass die betreffenden Beobachter eine gleiche Perspektive, ein gleiches Bezugssystem teilen, so dass Beobachtungsunterschiede auf Unterschiede der Weltzustände, die man jeweils beobachtet, zurückzuführen sind. In dem Maße, als Beobachter eine Perspektive teilen und daher in dieser Hinsicht äquivalent, gegeneinander austauschbar sind, lässt sich der Fall (a) übersetzen in „Ich sehe was, was ich nicht sehe“. Hierbei beobachtet man *stellvertretend* für andere, die seine Perspektive teilen, aber aus etwa situativen, jedenfalls nicht prinzipiellen Gründen gegenwärtig nicht in der Lage sind, das zu beobachten, was man gerade beobachtet. Berichte, Nachrichten, Zeugenaussagen usw. funktionieren in der Regel nach diesem Schema.⁷⁷

Nicht alle Beobachter sind selbstverständlich äquivalent. Es gibt nämlich den zweiten Fall, den Fall von abweichender Perspektive, in dem Beobachtungsunterschiede auf perspektivische Unterschiede zurückgehen. Es handelt sich also um einen Fall der begrifflichen Relativität im Sinne Putnams. An dieser Stelle möchte ich nur hinzufügen, dass die Frage, ob und inwieweit Beobachter perspektivisch äquivalent und daher wechselseitig austauschbar sind, also die Frage der Intersubjektivität bzw. das Kommunikationsproblem oft nicht rein theoretische, sondern praktische Frage ist, die nämlich, ob und inwieweit man die Welt gemeinsam mit anderen konstruieren will oder soll. So versucht man z.B. im Krieg ganz bewusst, den Gegens-

Ein Rückgriff auf Kants »Realität von Erscheinungen« führt leider nur zu den bekannten Kontroversen über »Dinge an sich«.

⁷⁷ Bei dekonstruktionistischen Ansätzen spricht man oft von Signifikanten ohne Signifikate, von Kopien, deren Original notwendigerweise fehlt. Diese Sichtweise mag den metaphysischen Deskriptionsbegriff treffend beleuchten. Beim putnamschen Konzept ist das Original jedoch feststellbar, denn die Situation ist im Grunde wie zu sagen „ich sehe was, was ich sehe“. Ist das Original vorhanden, dann ist es in der Regel seinen Kopien vorzuziehen. Kopien haben also meistens dann Sinn, wenn ihr Original fehlt. Deskription im putnamschen Sinne funktioniert also am sinnvollsten dann, wenn es aus prinzipiell behebbaren Gründen fehlt.

tandsbezug, die deskriptive Funktion seiner Aussagen gegenüber anderen zu verschlüsseln, indem man eine eigenartige, schwer in andere übersetzbare Perspektive wählt.

(b) Ich sehe hier was, was ich dort nicht sehe.

Hierbei handelt es sich – nach einer nahe liegenden Interpretation – um dasselbe wie den Fall (a) in seiner ersten Interpretation, in dem Beobachtungsunterschiede von der räumlichen Beschränktheit von Dingen und Ereignissen herrühren. Diese räumliche Beschränktheit selbst ist meiner Meinung nach als Ergebnis des gleichen Mechanismus aufzufassen, der der Deskription im putnamschen Sinne zugrunde liegt. Dinge und Ereignisse erscheinen uns nämlich deshalb als räumlich beschränkt, weil wir *innerhalb* einer Perspektive den Unterschied von *hier vorhanden/dort nicht vorhanden* als weltlichen Unterschied interpretieren.

Es gibt eine weitere Interpretationsmöglichkeit des Falls (b). Demzufolge sehe ich dort nicht das, was ich hier sehe, weil das Beobachtete dort sozusagen versteckt ist. Viele wissenschaftliche Experimente, in denen Beobachtungsbedingungen im Labor so kontrolliert werden, dass etwas, was man sonst nicht sieht, sichtbar wird, gehen davon aus, dass die hiesige, künstliche Welt mit der dortigen, natürlichen Welt in relevanter Hinsicht äquivalent ist.⁷⁸ Streicht man demgemäß den Unterschied von hier/dort aus, so kann man den Fall (b) wiederum in den paradoxen Fall „ich sehe was, was ich nicht sehe“ übersetzen.

(c) Ich sah gestern was, was ich heute nicht sehe.

Dies ist – nach einer intuitiven Interpretation – deshalb so, weil Dinge nicht mehr da sind. Die zeitliche Beschränktheit von Dingen und Ereignissen setzt meiner Meinung nach wie die räumliche nicht nur ein konstantes, raumzeitliches Koordinatensystem voraus, sondern auch eine mehr oder weniger konstant bleibende Perspektive, in deren Sinne Dinge und Ereignisse einheitlich definiert, identifiziert und charak-

⁷⁸ Zur Logik naturwissenschaftlicher Experimente vgl. Bhaskar 1975.

terisiert werden können. Auch unsere Erfahrungen von Veränderung setzt ebenfalls eine konstante Perspektive voraus, innerhalb deren sachliche Unterschiede – genauer gesagt, auf solche zurückgeführte Beobachtungsunterschiede – auf eine zugrunde liegende, ebenfalls sachliche Einheitlichkeit bezogen werden. In der Geschichtsschreibung geht es also um Konstruktion einer diskontinuierlichen Kontinuität innerhalb eines Bezugssystems.

3.4.5. Beobachtungsfähige Unterscheidungen

Eine grundsätzliche Entscheidungsfrage kann man, sofern kein Zweifel auftaucht, nur ein für alle Mal beantworten. „(Ist unser Wissen) Entdecken oder Erfinden?“, „Konstruktion oder Deskription?“ stellt für manche Konstruktivisten eine solche Frage dar, worauf sie mit „Konstruktion“ antworten. Für sie ist unser Wissen grundsätzlich eine Konstruktion. Für sie stellt Deskription einen im Zusammenhang mit dem Wissen erhobenen, metaphysischen Anspruch dar, der uneinlösbar ist und daher abgelehnt werden muss. Für sie ist nicht nur das Wissen Konstruktion, sondern fast alles, sofern es als Gegenstand unserer Beobachtung in Betracht kommt. Im Rahmen der so verstandenen Unterscheidung von Konstruktion/Deskription ist Deskription ein unmöglicher Wert und Konstruktion ist der einzig mögliche.⁷⁹

Eine Unterscheidung aber, deren eine Seite einen unmöglichen Wert darstellt und daher mit nichts Wirklichem identifiziert werden kann, ist in der Wirklichkeit *als Unterscheidung* unbrauchbar. Es gibt keinen Anlass, die Welt im Sinne einer solchen Unterscheidung zu beobachten. Denn alles, was es zu beobachten gibt, besitzt im Sinne dieser Unterscheidung nur einen einzigen Wert oder Namen. Ein überzeugter Atheist z.B. würde bei seinem Weltbeobachten von seiner grundsätzlichen Unter-

⁷⁹ Meine Aussage, dass Deskription für den radikalen Konstruktivismus einen unmöglichen Wert darstelle, ist allerdings nicht ganz genau. Denn auch radikale Konstruktivisten können die Möglichkeit nicht ausschließen, dass zwischen unserem Wissen und der von uns völlig unabhängig existierenden Welt jemals etwa aus Zufall (partielle) Übereinstimmungen vorliegen. Ein triftiges Argument gegen den metaphysischen Realismus besteht eigentlich darin, dass man den durchaus möglichen Sachverhalt der Übereinstimmung bzw. der dementsprechend deskriptiven Funktion des Wissens keineswegs in nachvollziehbarer Weise beweisen oder begründen kann. In diesem Sinne stellt nicht Deskription als Tatsache, sondern der Anspruch auf Deskription etwas Unmögliches oder genauer Unerfüllbares dar. Diese Kompliziertheit macht jedoch in unserem Zusammenhang insofern keinen Unterschied, als der

scheidung von Gott/Nicht-Gott kaum Gebrauch machen, denn alles, was es in der Welt gibt, heißt für ihn Nicht-Gott. Die Aussage dagegen, es gebe (vor mir) drei Objekte, hat genau deshalb Sinn, weil es auch denkbar und möglich ist, dass es etwa zwei oder vier oder kein Objekt gibt.⁸⁰ Weil es auch anders sein kann, weil wir uns die Wirklichkeit als Selektion unter mehreren Möglichkeiten vorstellen, deshalb macht es Sinn, zu beobachten und zu beschreiben, was gerade der Fall ist.⁸¹

Die Unterscheidung von Konstruktion/Deskription, wie sie vom radikalen Konstruktivismus verstanden wird, motiviert uns kaum, etwas im Sinne dieser Unterscheidung zu beobachten. Es gibt viele empirische Arbeiten, die uns anschaulich zu machen versuchen, dass unser Wissen oder etwas anderes unsere Konstruktionen sind. Aber ich bezweifle, ob die radikal-konstruktivistische These, dass unser Wissen im Grunde Konstruktion und nicht Deskription sei, eine kontingente und daher empirisch festzustellende Angelegenheit ist. Sie ist für mich eher konzeptueller als empirischer Natur. Wenn dem so ist, dann können die empirischen Arbeiten höchstens nur zeigen, *auf welche besondere Weise etwas im Unterschied zu etwas anderem konstruiert wird*, wobei man die Konstruiertheit des Wissens extra etwa in einem theoretischen Teil der Arbeit zu begründen sucht oder schlicht annimmt.⁸² Die Unterscheidung von Konstruktion/Deskription, verstanden im Sinne von grundsätzlicher Konstruktivität unseres Wissens versus metaphysischer Illusion der Deskription, ist für mich wie die wittgensteinsche Leiter, die man hinaufsteigt und dann lieber wegwirft.

radikale Konstruktivismus die Unterscheidung von Konstruktion/Deskription als grundsätzliches Entweder-oder handhabt.

⁸⁰ Vgl. auch Batesons (1981, S. 488 u. 582) Definition von Information als Unterschied, der Unterschiede macht.

⁸¹ „Überschussproduktion-und-Selektion“ ist für Luhmann (z.B. 1992, S. 81 f.) ein sehr allgemeiner Mechanismus, der nicht nur kognitiven Operationen wie dem „Unterscheiden-und-Bezeichnen“, sondern auch vielen sachlichen Prozessen wie z.B. der Evolution durch Variation und Selektion zugrunde liegt.

⁸² Das inzwischen als Klassiker der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie geltende Buch von Latour und Woolgar (1979) hatte den Untertitel „*The social construction of scientific facts*“, während der Untertitel ihrer zweiten Ausgabe (Latour und Woolgar 1986) nur noch „*The construction of scientific facts*“ lautet. Die Autoren bemerken dabei: „What does it mean to talk about >social< construction? There is no shame in admitting that the term no longer has any meaning... By demonstrating its pervasive applicability, the social study of science has rendered >social< devoid of any meaning“ (Latour und Woolgar 1986, zit. n. Hacking 1999, S. 40). Hat aber nicht auch das Wort „Konstruktion“ in der Rede von Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen nur noch eine verschwindende Bedeutung, wenn nicht nur wissenschaftliche Tatsachen, sondern alles Konstruktionen sind? In dieser Beziehung

Um die Unterscheidung von Konstruktion/Deskription im radikal-konstruktivistischen Sinne ins Leben zu rufen, um sie als Unterscheidung zu gebrauchen, braucht man etwas, was mit der „Deskription“-Seite der Unterscheidung bezeichnet werden kann. Dies muss zum einen real genug sein, damit es bezeichnet werden kann, zum anderen eine Qualität aufweisen, die einen berechtigt bzw. motiviert, es abzulehnen, denn der radikale Konstruktivismus besteht ja darauf, das, was mit der „Deskription“-Seite identifiziert ist, abzulehnen und die andere, „Konstruktion“-Seite der Unterscheidung zum Prinzip zu erheben. „Falsche Meinung“ ist ein solches. Sie ist als Meinung genauso real wie andere „richtige“ Meinungen, trotzdem gilt es, sie, weil falsch, abzulehnen. Es gibt in der Welt – zum Glück oder Unglück für Konstruktivisten – nicht nur Konstruktivisten, sondern auch Nicht-Konstruktivisten, insbesondere Realisten oder realistisch gesinnte Laien, die nach der Ansicht eines radikalen Konstruktivisten falsche bzw. unbegründete Meinungen vertreten, die nun mit der „Deskription“-Seite jener Unterscheidung bezeichnet werden können. Die Unterscheidung von Konstruktion/Deskription im radikal-konstruktivistischen Sinne funktioniert also am besten in einem kontroversen oder therapeutischen Kontext. „Only two can play this game“ (Spencer Brow 1972).⁸³

Deskription stellt für den radikalen Konstruktivismus im Wesentlichen etwas Illusorisches, Irrtümliches dar. Dabei wird meiner Meinung nach keine klare Trennlinie zwischen metaphysischer und nicht-metaphysischer Bedeutung der Deskription gezogen. Beide werden vielmehr einem gleichen Entstehungsmechanismus unterzogen. Sie werden gleichermaßen erklärt als Ergebnis eines Verkennens des grundsätzlich konstruktiven Charakters des Wissens. In soziologischen Ansätzen findet man auch Darstellungen, in denen der deskriptive Aspekt des Wissens über den Status bloß subjektiver Meinung hinaus objektiviert wird etwa als institutionalisierte Hand-

scheint mir das Wort „Konstruktion“ eher zur Charakterisierung eines methodologischen als eines gegenstandstheoretischen Sachverhalts geeignet zu sein.

⁸³ Es ist der Lage nicht unähnlich, in der sich Derrida zufolge alle metaphysikdestruktiven Diskurse befinden: „[...] *es ist sinnlos*, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. [...] Von dem Augenblick an jedoch, wo man [...] beweisen will, dass es kein transzendentes oder privilegiertes Signifikat gibt und dass das Feld oder das Spiel des Bezeichnens von nun an keine Grenzen mehr hat, müsste man sogar den Begriff und das Wort des Zeichens zurückweisen. [...] Tilgte man die radikale Differenz zwischen Signifikant und Signifikat, müsste man das Wort für den Signifikanten selbst als einen metaphysischen Begriff aufgeben. [...] Wir können uns des Begriffs des Zeichens aber nicht entledigen, wir können auf seine metaphysische Komplizenschaft

lungsweisen, deren Durchführung gewissermaßen realistisch orientierte Akteure oder deskriptive Funktionen des Wissens impliziert. Berger und Luckmann (1969) z.B. beschreiben die Erfahrung objektiver sozialer Realität als Produkt eines sozialen „Härtungsprozesses“ (Knorr-Cetina 1989, S. 88), in dem bestimmte Sprech- und Verhaltensweisen dem Prozess der Habitualisierung und Typisierung unterzogen werden.⁸⁴ Die so dargestellte, institutionalisierte Erfahrung einer objektiven Realität ist m.E. in dem Maße mit bloß subjektiven Meinungen oder Illusionen verwandt, als der dabei zugrunde gelegte Mechanismus des Härtungsprozesses auf eine Art Verkennung – per Desensibilisierung – der als ursprünglich angenommenen Konstruiertheit der Realität hinausläuft.

Unter der gemäßigt-konstruktivistischen Perspektive können wir metaphysische und nicht-metaphysische Bedeutungen der Deskription klar voneinander unterscheiden. Die Vorstellung von *bezugssystemfreier, bedingungsloser* Deskription halten wir – aufgrund der oben erwähnten Annahme der Bedingtheit unseres Wissens – für metaphysisch, unmöglich und sinnlos. In dieser Beziehung allerdings ist die Vorstellung von Konstruktivität des Wissens, die als Argument gegen die metaphysische Bedeutung der Deskription gedacht wird, einer Universalisierungslogik unterworfen. Denn, soweit ich weiß, vertritt kein metaphysischer Realist die Ansicht, dass wir Menschen *immer* im Besitz absoluter Wahrheiten seien, eine Behauptung also, die durch ein einziges Gegenbeispiel falsifiziert werden könnte. Stattdessen besteht der metaphysische Realismus darauf, dass wir die von uns gänzlich unabhängig existierende Welt *unter Umständen teilweise erkennen können*. Um eine Behauptung, die in der Modalität der Möglichkeit formuliert ist, wirkungsvoll zurückzuweisen, muss man Gegenbeweise oder -argumente in der Modalität der Notwendigkeit vorbringen. Die Konstruktivität des Wissens, die als Argument gegen den metaphysisch-realistischen

nicht verzichten, ohne gleichzeitig die kritische Arbeit, die wir gegen sie richten, aufzugeben [...]“ (Derrida 1972, S. 425 f.; orig. Hervorh.).

⁸⁴ Vgl. auch Gergen (1994, S. 12 f. u. 88 ff.), der von einem etablierten, normalen Intelligibilitätssystem (*system of intelligibility*) spricht, innerhalb dessen manche realistische bzw. empiristische Vorstellungen von Wissen bzw. Wissenschaft ihm zufolge gerechtfertigt werden können.

Wissensbegriff fungieren soll, muss daher unabdingbarer, unveräußerlicher, allgegenwärtiger Natur sein.⁸⁵

Deskription in einem nicht-metaphysischen Sinne demgegenüber lässt sich als *bezugssysteminterne* bzw. *bedingungsinterne* charakterisieren. Solche Deskription halten wir vor allem mit Putnam für möglich und sinnvoll. „Intern“ bedeutet in diesem Zusammenhang jenes nötige Ausmaß der *Konstanz* eines Bezugssystems, das uns erlaubt, Beobachtungsunterschiede auf Unterschiede des Beobachteten – und nicht auf mögliche Variabilität des zugrunde liegenden Bezugssystems – mehr oder weniger eindeutig zurückzuführen. Die nötige Konstanz eines Bezugssystems mag dabei z.B. eine zeitliche Dimension betreffen, damit Gedächtnis gebildet, Geschichte geschrieben werden können, oder eine soziale, damit Intersubjektivität und Kommunikation möglich werden. Konstruktivität erscheint in dieser Beziehung als Grenze der so verstandenen Deskription, als Konstanzabbruch qua Variabilität oder Vielheit von relevanten Bezugssystemen. Konstruktivität wird hier zum Thema wegen ihrer Kontingenz oder Selektivität und nicht wegen ihrer Notwendigkeit oder Allgegenwärtigkeit. Die Kontingenz eines Bezugssystems lässt sich m.E. nicht von der Annahme der unveräußerlichen Bedingtheit unseres Wissens ableiten, sondern nur im Sinne jenes Konstanzabbruchs konkret bestimmen.

⁸⁵ Um nur wenige Beispiele anzuführen: Maturana und Varela (z.B. 1987) sprechen von der *Geschlossenheit* lebender bzw. neuronaler Systeme, aufgrund deren ein direkter Kontakt der Systeme zur Außenwelt unmöglich ist. In der Wissenschaftstheorie auch außerhalb des konstruktivistischen Kreises ist die These der empirischen Unterdeterminiertheit von Theorien weit anerkannt, nach der „the ever present web of collateral assumptions“ (Knorr-Cetina und Mulkay 1983b, S. 3; meine Hervorh.) es unmöglich macht, Theorien auf empirische Evidenzen eindeutig zu beziehen. Lenk (1995, S. 82) fasst unsere epistemologische Lage zusammen: „Erkenntnis von »Welt« und Reden über »Welt« ist *immer nur* in Erfassungsformen möglich, die sowohl *sprachimprägniert*, *theorieimprägniert* als auch *schematagebunden* sowie *interpretationsimprägniert im weitesten Sinne des Wortes* sind“ (meine Hervorh.).